
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

Juni 6/2001

Aus dem Inhalt

Robert Kümpel
Berufung 161

Gerd Lohaus
Kirche und Pastoral bei Joseph Ratzinger (Teil 2) 163

Manfred Körber / Maria Widl
Projekte als neue Gestaltungsebene der Pastoral 173

Martin Pott
Profilierte Ansätze zukunftsfähiger Pastoral fördern 180

Hermann-Josef Lauter OFM
Kirche als Gemeinschaft 182

Erwin Dirscherl / Christoph Dohmen
Zukunft im Rücken 185

Literaturdienst:
Willibald Bösen: Galiläa
Herbert Feser: Der menschliche Lebenszyklus
Wolfgang Picken: Abschied nehmen vom Leben
Anne Granda, Inge Jaumann, Lenore Körner:
Exerzitien im Alltag 189

G 3212 E
PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Robert Kümpel, Kardinal-Frings-Str. 5,
50668 Köln | Domvikar Prälat Dr. Gerd Lohaus,
Ribbeckstr. 12, 45127 Essen | Dr. Manfred Körber,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Maria Widl, Färber-
mühlgasse 13/3/21, A 1230 Wien | Dr. Martin Pott,
Wolfsbendenstr. 31, 52080 Aachen | P. Hermann-Josef
Lauter OFM, Franziskanerplatz 1, 53879 Euskirchen |
Prof. Dr. Christoph Dohmen, Universitätsstr. 31,
93053 Regensburg | Prof. Dr. Erwin Dirscherl, Universität
Osnabrück, Schloßstr. 4, 49074 Osnabrück

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof. Dr. Heinrich Jacob,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jan-
sen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat
Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |
Pfarrer Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin |
Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hil-
desheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfing 16,
45127 Essen

Schriftleitung: Prälat Dr. Robert Kümpel, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-3148, Fax (0221)
1642-3712

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J.P.Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 65,60 DM
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
5,50 DM |

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J.P.Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Robert Kümpel

Berufung

Dass Gott ruft, ist eine biblische Erfahrung. Er ruft die Menschen aus der Ferne in seine Nähe. Es ist sozusagen sein persönliches Lebensprogramm, Menschen nahe bei sich haben zu wollen. Und diese Nähe ist gleichbedeutend mit Leben, Leben in Fülle. Auch wir sind diesen Weg gegangen: „Jetzt aber seid ihr, die ihr einst in der Ferne wart, durch Christus Jesus, nämlich durch sein Blut, in die Nähe gekommen.“ (Eph 2,13). Aber diese Nähe fällt nicht einfach vom Himmel. Da ist einer, durch den das ganze in Gang gekommen ist: Jesus Christus. Nach der Beobachtung der Bibel ruft Gott nicht nur Menschen, sondern er ruft auch in besonderer Weise Einzelne, die in seinem Lebensprogramm mit anpacken sollen, neben seinem Sohn Jesus Christus und in seiner Nachfolge. Er ruft im Alten Bund hellseherische Führer wie Mose, charismatische Richter, Seher und Propheten, Königsknechte wie David. Im Neuen Bund ein junges Mädchen aus Nazareth, Johannesjünger, Geheilte, Sünder und viele andere...

Es ist immer das gleiche Muster, man kann es an den Prophetenberufungen deutlich ablesen: Mitten im Alltag trifft sie der Ruf. Und dieser Ruf ist fast unausweichlich: „Gott, der Herr spricht – wer wird da nicht zum Propheten?“ (Am 3,8). Aus den Schilderungen der Bibel bekommen wir mit, wie diese Menschen oft erschrecken, sich überfordert fühlen, sich wehren, Einwände vorbringen. Aber Gott lässt das alles nicht gelten, vor seinem Ruf werden alle Vorbehalte gegenstandslos. Von anderen wiederum wird berichtet, dass sie sich wortlos aufmachen und dem Ruf folgen. Jesaja meldet sich sozusagen

freiwillig, als er Gott fragen hört: „Wen sollen wir senden? Wer wird für uns gehen?“ (Jes 6,8).

Eins aber ist bei allen Berufenen gleich, im Alten wie im Neuen Bund: Wer diesen Weg des besonderen Gerufenwerdens geht, der muss ihn ganz gehen. Besonders eindrucksvoll lässt sich dies an der Gestalt des Propheten Hosea ablesen. Er erhält den geradezu skurrilen Auftrag, ein Flittchen zu heiraten, um in seiner Ehe zeichnerhaft die Untreue Israels gegenüber seinem Gott darzustellen. Und er tut Jahwes Willen, obwohl es ihm schwer genug geworden sein muss: nicht nur wegen der ständigen persönlichen Quereilen mit seiner immer wieder untreuen Frau, sondern auch weil er nicht sicher sein konnte, dass seine Kinder wirklich von ihm selber stammten. In der Vorstellung der Israeliten damals gab es keine Auferstehungshoffnung; sie hofften, den fernen Tag Jahwes irgendwann in ihren Kindern und Kindeskindern erleben zu dürfen, das war ihre einzige Sehnsucht. Was nun, wenn er so durch die Untreue seiner Frau hoffnungslos von aller Zukunft abgeschnitten war?

Trotzdem geht Hosea seinen Weg im Vertrauen auf den, der ihn gerufen hat. Und seine Zeitgenossen, die all seine prophetischen Warnungen mit hochtheologischen Argumenten von den unbedingt gültigen Heilsverheißungen für Israel längst wegdiskutiert hatten, zeigten sich zutiefst betroffen. Nicht von seinem Reden, sondern von seinem Schicksal. Dass Gott so in das Leben dieses Menschen eingreifen durfte, dass der all dies auf sich nahm, das machte sie nachdenklich. Das brachte auch seine Botschaft zum Leuchten – von

der unzerstörbaren Liebe Jahwes zu seinem Israel, von seinem Zu-Herzen-Reden in der Wüste, von Vergebung und Neuanfang, wenn Israel umkehrt.

So zieht sich wie ein roter Faden durch alle Lebensgeschichten von Berufenen hindurch: Gott will nicht nur ihren Dienst, ihre Tatkraft, ihre Intelligenz, ihre Entschiedenheit, ihre Tüchtigkeit, sondern er will sie selbst. Er will sie als Spiegelbild seiner eigenen Lebendigkeit und Güte, seiner Leidenschaftlichkeit und Sehnsucht nach den Menschen. Er will in ihnen seine Nähe zu uns leben, will werben, hoffen, kämpfen, dienen und auch leiden, denn ihm ist es um alle zu tun. Er interessiert sich nicht für Zahlen, für Statistiken oder Bauten. Er kämpft darum, dass die Nähe zu seinen geliebten Menschen, die ihm oft die kalte Schulter zeigen, wächst. Immer wieder geht er mit ihnen sehr verschlungene und manchmal seltsame Wege, damit sie doch noch zum Ziel finden.

Gott beruft auch heute Menschen, die in sein Rufen nach den Menschen einstimmen. Dazu gehört, dass sie sich von seiner Nähe füllen lassen wie ein Gefäß. Und wie der poröse Ton das Wasser aufsaugt, das er aufnimmt, so erwartet Gott von seinen Berufenen nicht nur einige Dienstleistungen, sondern will ihr ganzes Leben durchtränken. Nur so kann er den Menschen, die er einlädt, erfahrbar machen, wie er wirklich ist. Da bleibt auch in seinen Boten vieles an Begrenztheit, Unvollkommenheit, Ungeschicktheit, Schuld. Und auch unsere Kirche trägt im Habitus ihrer Vertreter oft eher ihre innere Armut zur Schau als Gottes Lebendigkeit.

Und doch: Gott hat seinen eigenen Charme, die anzusprechen, an denen ihm liegt. Wir erleben immer wieder, wie ein schlichtes Wort plötzlich im Herzen eines Menschen zündet – wenn die besonders Berufenen ihrerseits mit dem Herzen dabei sind. Denn auch heute sind die Menschen hellwach dafür, ob die Botschaft, die der Zeuge verkündet, auch sein eigenes Leben trägt und zeichnet.

Zu diesem Heft

Im zweiten Teil seines Beitrags über Joseph Ratzingers Ekklesiologie und die sich daraus ergebenden pastoraltheologischen Konsequenzen beschäftigt sich **Prälat Dr. Gerd Lohaus**, Leiter der Hauptabteilung Glaubenslehre und Gottesdienst im Generalvikariat Essen, eingehend mit den Themen der Verkündigung und der Liturgie.

Dass in der heutigen Seelsorge konkrete pastorale Einzelprojekte neuerdings stärker in den Vordergrund treten, verdeutlichen **Dr. Manfred Körber**, Leiter des Referates Arbeiter- und Betriebspastoral im Bistum Aachen und Lehrbeauftragter an der Katholischen Fachhochschule NW Abteilung Aachen, und **Dr. Maria Widl**, Dozentin für Pastoraltheologie und Gastprofessorin an verschiedenen deutschsprachigen Hochschulen, vor allem anhand von Beispielen aus dem Bistum Aachen.

Das gleiche Anliegen vertritt auch **Dr. Martin Pott**, der als Pastoraltheologe und Caritaswissenschaftler im Projekt „Integrierte Psychiatrieseelsorge“ im Bistum Aachen tätig ist und mit seinem Beitrag einen Diskussionsanstoß im Hinblick auf den bevorstehenden Aachener Diözesantag geben will.

Auf das Schreiben Johannes Pauls II. *Novo Millennio Ineunte* und seine Zielvorgabe, dass die Kirche eine Gemeinschaft werden müsse, weist **Pater Hermann-Josef Lauter**, Franziskaner im Ruhestand und ehemaliger Schriftleiter dieser Zeitschrift, hin. Diese päpstliche Vision ist faszinierend; sie umzusetzen erfordert aber noch einige Anstrengungen.

Welche Zukunftshoffnung eröffnet Gott uns für unsere Zeit? Mit dieser Frage beschäftigt sich im Rahmen des sogenannten Zukunftsgesprächs im Bistum Osnabrück der Beitrag von **Prof. Dr. Erwin Dirscherl**, Dogmatiker am Institut für Kath. Theologie der Universität Osnabrück und **Prof. Dr. Christoph Dohmen**, Alttestamentler an der Universität Regensburg.

Kirche und Pastoral bei Joseph Ratzinger

Die pastoraltheologische Relevanz seines konziliaren Kirchenbegriffs (Teil 2)

4. Verkündigung und Liturgie

4.1 Konziliare Ekklesiologie als „ratio“ der Verkündigung

4.1.1 Kirche als Bezugspunkt der Verkündigung

In zweifacher Weise sind nach Ratzinger Kirche und Verkündigung aufeinander bezogen: Zunächst ist *Kirche Bezugspunkt der Verkündigung*. Demnach hat sich Verkündigung auf die Kirche zu beziehen, und dies in zweifacher Form: *Kirche als schon lebende*, schon glaubende, deren Glaube wachsen, tiefer, lebendiger werden muss; und dann *Kirche als zu schaffende*. Die Psalmenworte mit ihrem Ausblick auf eine hörende und dankende Welt, die von Christus her grundsätzlich erfüllt sind, müssen durch den Dienst der kirchlichen Verkündigung ihre konkrete Erfüllung erlangen. Die Spannung zwischen der schon lebenden und der noch zur konkreten Erfüllung kommenden Kirche ist so zugleich die innere Spannung der Verkündigung, die von dem Ja zu dem einmal geschenkten Glauben lebt und die ihn doch unerfüllt weiß.

Diese Weise der wechselseitigen Zuordnung des Verkündigungsgeschehens zur Kirche und der Kirche zum Verkündigungsgeschehen macht deutlich: Die Kirche besteht nicht einfach schon, sondern sie wird durch

das Wort der Verkündigung erst geschaffen. Dieses Wort ist gemäß Ratzinger ständig dazu da, „die Menschen zu sich zusammenzurufen und dadurch zur Ecclesia zu machen.“¹ Kirche entsteht durch das Wort der Verkündigung; es existiert unter dem ständigen Auftrag, „zu allen hin unterwegs zu sein, die ganze Menschheit in die Danksagung Jesu Christi hineinzuführen und sie mit ihm zu Dankenden zu machen.“² So ist Verkündigung „Verkündigung an die schon Versammelten, die in die Danksagung (Eucharistia) einstimmen und von ihr her leben, in sie immer neu hineinzuführen sind und von ihr her Weisung empfangen.“³ Hier ist Kirche „Bezugspunkt der Verkündigung als Lebensvollzug der schon gegründeten und schon lebendigen Kirche. Und Verkündigung ist Ruf über die Grenzen hinaus, der die Außenstehenden zur Versammlung zu machen versucht, sie hineinversammelt in die Ecclesia der Hörend-Dankenden. Hier ist Ecclesia Bezugspunkt der Verkündigung als der sie selbst überschreitende Akt, durch den sie neu gegründet wird, wo sie noch nicht ist.“⁴

Damit ordnet Ratzinger die Verkündigung in die Eucharistie ein und lässt sie von der Eucharistie her geprägt sein. So wie für ihn die Pastoraltheologie insgesamt ekklesial und damit eucharistisch geprägt ist, so auch die Verkündigung. Mit der Ekklesiologie, verstanden als „eucharistische Ekklesiologie“, führt Ratzinger die Verkündigung und damit die Pastoral (Seelsorge) überhaupt (wieder) von den Rändern auf das Zentrum des christlichen und damit des Lebens der Kirche zurück: auf die Feier der Eucharistie und damit auf das Christumysterium. Die oben erwähnte Bedeutung der Rede von „ekklesial“ als zu verstehende Einheit von „trinitarisch-kommunikativ“, christozentrisch und „eucharistisch“ wird hier, bezogen auf die Verkündigung, deutlich. Denn es geht Ratzinger bei der Verkündigung der Kirche, durch die die Kirche erst geschaffen wird, zugleich um die Eucharistie und damit um die in ihr geschehende lebendige Begegnung der Christen mit Christus, durch die sie hineingenommen werden in den Sohnesvoll-

zug, in die Hinkehrbewegung zum göttlichen Vater. Verkündigung der Kirche ist als Verkündigung in der Feier der Eucharistie Verkündigung des Mysteriums Kirche und damit zugleich Verkündigung des Christus-(Heils-)Mysteriums, ist Verkündigung von Tod und Auferstehung Jesu Christi, die in dieser Feier gegenwärtig werden. Wie die Kirche gemäß dem Konzil „Mysterium“ ist,⁵ in Christus gleichsam das Sakrament des Reiches Gottes, das heißt Zeichen und Werkzeug seines Kommens, so kommt auch der Verkündigung selbst solcher Mysterium-Charakter zu. Er ist dort, wo er in der Verkündigung fehlt, wieder zurückzugewinnen, beginnt und vollzieht sich doch der „Mysteriencharakter“ der Verkündigung wie der der Kirche im Gottesdienst der Kirche, in der Eucharistie. Verkündigung entspricht damit gemäß Ratzinger so dem biblischen, patristischen und dem konziliaren Verständnis von *Communio* in ihrer sakramententheologischen Bedeutung, insofern nämlich unter *Communio* sakramententheologisch die Gemeinschaft des Leibes Christi, der Kirche, in der Teilhabe am Wort *und* Sakrament, besonders am eucharistischen Leib Christi, zu verstehen ist.⁶ In der Feier der Eucharistie, dem Vollzug von Kirche als „Mysterium“, ist Verkündigung demnach selbst „Mysterium“, da sie das „Mysterium Kirche“ zu ihrem Bezugspunkt hat und nimmt. Verkündigung hat, wie die Kirche selbst, „Mysterium“, „Zeichen und Werkzeug“ und d. h. gemäß Ratzinger: eucharistisch zu sein. Damit wird einmal deutlich, dass in der Eucharistiefeier Eucharistiefeier und Verkündigung nicht voneinander getrennt werden dürfen. Sie bilden eine Einheit. *Verkündigung also ist „Mysterium“, wenn sie eucharistisch ist.* Die Eucharistiefeier ist nicht nur in ihrer Gesamtheit Verkündigungsgeschehen; in ihr hat sich die in ihr und durch sie geschehende Verkündigung auch zu realisieren. Deshalb muss auch der Priester, der der Eucharistiefeier vorsteht, der Verkünder des Wortes Gottes in ihr sein. Zum anderen bedeutet die Feststellung, dass die Verkündigung „Mysterium“ zu sein hat, auch: Sie, die Verkündigung, ist auf Christus bezogen und auf ihn,

den menschengewordenen Sohn Gottes, der uns in sein Bezogensein auf den Vater mit hineinnimmt, zu beziehen. Verkündigung, der dies gelingt, ist ekklesial und eucharistisch zugleich; sie hat die eucharistische Ekklesiologie des Konzils und eine ekklesiale Eucharistie zu ihrem Maßstab.

Doch wie „geht“ eine Verkündigung, die „Mysterium“ und so christozentrisch und damit zugleich eucharistisch sein soll? Wie hat Verkündigung zu geschehen, damit die Menschen durch sie zur Umkehr und so in jene Hinkehrbewegung zu Gott gelangen, die sich oben bereits als spezifisches Merkmal für eine Kirche und ihre Pastoral herausgestellt hat?

4.1.2 *Kirche als Subjekt der Verkündigung: Mysterium Kirche - Mysterium Verkündigung*

Kirche ist nicht nur Bezugspunkt, *Kirche* ist auch *Subjekt der Verkündigung*. Die, die das Wort vernommen haben und in es hinein versammelt sind, müssen es zugleich weitertragen. Und auch hier kehrt für Ratzinger jene Spannung von schon versammelter und noch zu versammelnder Kirche wieder, von der oben die Rede war: Subjekt der Verkündigung ist die Kirche, ist jenes universale Ich, das hinter dem Credo - ich glaube an den Dreieinigem Gott - steht und es trägt. Aus dieser Kirchlichkeit und der damit gegebenen Universalität folgt für die Verkündigung: Sie muss *synchron* und zugleich *diachron* sein; sie muss das Unzeitgemäße doch gleichzeitig (synchron) machen, so dass es Anrede an das Hier und Heute wird; und sie muss nicht nur das Gerede von heute und auch nicht nur den kirchlichen Meinungsstand von heute spiegeln, sondern eben das Meinen von heute hineingeben und hineinläutern ins universale Glauben des universalen Ich der ganzen Kirche (diachron).⁷ Dabei korrespondiert das Zugleich von diachron und synchron als kennzeichnendes Merkmal der *Verkündigung* mit dem oben bereits erwähnten Zugleich von Ich - Nicht-Ich als kennzeichnendes Merk-

mal für den *Verkündiger* selbst: Das „Subjekt“ Verkündiger verkündigt nicht sich selbst; es verkündigt im Auftrag der Kirche die Lehre (den Glauben) der Kirche. Verkündigung fordert Bereitschaft zur Selbstüberschreitung vom Prediger und vom Hörer auf Gott hin.⁸ So verhalten sich Prediger wie Hörer der Predigt eucharistisch.

Konziliare Ekklesiologie ist also für Ratzinger nicht nur das Auslegungsmuster und das Kriterium für das pastorale Handeln der Kirche im Allgemeinen; sie ist es auch für das pastorale Handeln der Kirche in der Verkündigung im Besonderen. Verkündigung geschieht demnach „richtig“, wenn sie ekklesial erfolgt, und das heißt: Sie hat universal zu sein, hat also Maß zu nehmen an der ganzen Ecclesia,⁹ und sie hat darin synchron und diachron zugleich zu sein. Damit ist auch in der Verkündigung gewahrt, was Kirche ihrem Wesen nach ist: „Mysterium“. *Das Diachronische synchron, das Allzeitige und allzeit Wachsende jetztzeitig zu machen und so zugleich das Jetzt kritisch zu öffnen auf das Immerwährende hin, auf die Wahrheit, das (ist) dann der eigentliche Sinn der Kirchlichkeit der Verkündigung.*¹⁰ Eine Verkündigung, die der konziliaren Wesensbestimmung von Kirche entspricht, ist gemäß Ratzinger weit davon entfernt, bloße Fixierung des augenblicklich Geltenden zu sein. Sie ist der entschiedenste Einspruch gegen die Verabsolutierung des Heute.¹¹ Verkündigung bedeutet also nicht zeitliche Anpassung, sondern die Hineinnahme der Dimension der Zeit in die Verkündigung so, dass sie eben nicht Anpassung an den Zeitgeist ist. Jene Spannung, die der Kirche als Bezugspunkt der Verkündigung eigen ist, nämlich Kirche als schon lebende und Kirche als zu schaffende zugleich zu sein, kehrt in der Weise, wie Verkündigung, die kirchliche Verkündigung sein will, zu geschehen hat, zurück: Sie muss universal sein, und das bedeutet, sie hat synchron und diachron zugleich zu erfolgen. Dieses Zugleich von synchron und diachron als kirchliches Modell der Verkündigung ist dann zugleich das Modell jeglichen kirchlichen und damit pastoralen Handelns (Pastoraltheologie); es

qualifiziert das Handeln als kirchliches und damit als pastorales Handeln. Es gilt nicht nur für die Verkündigung; es gilt für den Umgang mit der Schrift; es gilt für das Verständnis des Dogmas und für das Umgehen mit ihm; es gilt auch für das Verständnis des Lehramtes und für das Umgehen mit diesem.¹² Die aufgewiesene Spannung des Zugleich von synchron und diachron als Weise des Verkündigens entspricht dem Verkündigenden (der Kirche) selbst und ist damit Verweis vom Irdischen ins Göttliche, vom Zeitlichen ins Ewige als jene Hinkehrbewegung der Menschen zum göttlichen Vater, die charakteristisches Kennzeichen des Sohnes Gottes auf Erden war.

4.2 Konziliare Ekklesiologie als „ratio“ der Liturgie

4.2.1 Kirche als Subjekt der Liturgie: Mysterium Kirche – Mysterium Liturgie

In seinen Aussagen zur Liturgie, bezogen vor allem auf ihre unterschiedlichen Ausdrucks- und Gestaltungsformen, wird deutlich, dass für Ratzinger Kirche und damit die Ekklesiologie für das Verständnis von Liturgie prägend sind.¹³ Was Liturgie ist und zu sein hat und wie sie sich sachgemäß und d.h. in der Kirche und kirchlich vollzieht, bestimmt sich von der konziliaren Ekklesiologie her. Deutlich wird dies besonders dort, wo er bei der Frage nach einer neuen Konzeption der Liturgie¹⁴ dem modernen soziologischen Verständnis von Kirche als Institution das konziliare Verständnis von Kirche gegenüberstellt und die Konsequenzen aufzeigt: „Wenn Kirche nur noch als Institution, als Träger von Macht und so als Gegenspieler der Freiheit, als Hindernis der Erlösung erscheint, dann lebt der Glaube im Selbstwiderspruch. Denn einerseits kann er der Kirche nicht entraten, andererseits steht er von Grund auf gegen sie. Darin liegt auch die wahrhaft tragische Paradoxie dieses Trends liturgischer Reform. Denn Liturgie ohne Kirche ist ein Selbstwiderspruch. Wo alle agieren, damit alle selber Subjekt werden, ver-

schwindet mit dem gemeinsamen Subjekt Kirche auch der eigentlich Handelnde in der Liturgie. Denn es wird vergessen, dass sie *opus Dei* sein sollte, in dem Gott selbst zuerst handelt und wir eben dadurch, dass er handelt, Erlöste werden.¹⁵

Das konziliare Kirchenverständnis prägt für Ratzinger also auch das Verständnis von Liturgie. Wird Kirche dagegen verstanden als bloße Institution, verliert für ihn die Liturgie Gott als den in ihr Handelnden; sie verliert die Gegenwart ihres Herrn und damit auch die zu ihrem Wesen als gehörende theologisch-trinitarische, christologische und zugleich „eucharistische“ Bedeutung.¹⁶ Die von Ratzinger als polemisch bewertete Alternative, nach der der Priester oder die Gemeinde Träger der Liturgie seien, fußt nicht nur auf einem falschen Verständnis konziliarer Ekklesiologie; sie verbaut auch das Verständnis von Liturgie, in dem das Eigentliche nicht mehr zum Vorschein kommt. Wenn das Konzil vom „Volk Gottes“ rede,¹⁷ dann sei damit der Primat der Christologie in der Liturgie zum Ausdruck gebracht. Liturgie nämlich sei Werk Gottes.¹⁸ Mit „diesem Zuerst Gottes und seines Handelns, das uns in irdischen Zeichen sucht, ist die Universalität und die universale Öffentlichkeit aller Liturgie mitgegeben, die nicht von der Kategorie Gemeinde, sondern nur von den Kategorien Volk Gottes und Leib Christi aus erfasst werden kann.“¹⁹ Die Rede von der Gemeinde oder der Versammlung bringt zwar unbestreitbar zwei wichtige Sachargumente zum Ausdruck: Zum einen, „dass die Teilnehmer der liturgischen Feier nicht untereinander beziehungslose Individuen sind, sondern durch das liturgische Geschehen zusammengefügt werden zu einer konkreten Repräsentation von Volk Gottes; zum anderen, dass sie als hier versammeltes Volk Gottes aktiv Mitträger des liturgischen Geschehens vom Herrn her sind.“²⁰ Aber gegen die mit dieser Rede von der Gemeinde heute oft verbundene Hypostasierung der Gemeinde setzt sich Ratzinger zur Wehr: Gemeinde, verstanden als soziologisch geschlossene Größe, verdunkelt nicht nur das, was sie ekklesiologisch ist, sondern verdunkelt auch

„ihre“ Liturgie.²¹ Diese habe Eucharistie und zugleich „Eucharistia“ („Eulogia“) zu sein: Allein die gemeinsame gläubige Hinwendung zum Herrn nämlich und das Zugehen des Herrn auf sie hin binde die Menschen inwendig viel tiefer zusammen als bloße gesellschaftliche Zusammengehörigkeit dies bewirken kann. Deshalb ist für Ratzinger das tragende Element der Eucharistie, der höchsten Form kirchlicher Liturgie, die „Eucharistia“, das Gebet.²² Sie, die „Eucharistia“ („Eulogia“/Gebet) „macht(e)“ das letzte Abendmahl Jesu zur Feier der Eucharistie. Das letzte Abendmahl Jesu nämlich begründet zwar den dogmatischen *Gehalt* der christlichen Eucharistie, aber nicht ihre christliche *Gestalt*.²³ Die hat sie „durch“ die „Eucharistia“ („Eulogia“) als ihre sie prägende Form. Die bestimmende „Gestalt“ der Eucharistie also ist die „Eucharistia“ bzw. die „Eulogia“.²⁴ Eucharistie bedeutet demnach nicht nur das Geschenk der *Communio*, in der der Herr uns zur Speise wird; Eucharistie bezeichnet auch die Hingabe Jesu Christi, der sein trinitarisches Ja zum Vater im Ja des Kreuzes vollendet und in diesem „Opfer“ uns alle dem Vater versöhnt hat.²⁵ Liturgie ist ihrem *inhaltlichen* Gehalt nach Eucharistie(feier), und diesen Inhalt „hat“ sie vom letzten Abendmahl Jesu; ihrer (formalen) Gestalt nach ist Liturgie „Eucharistia“ („Eulogia“). Liturgie (Eucharistie) *hat* die Gestalt des Gebetes, und so ist sie unsere Hineinnahme in Jesu trinitarisches Ja zum Vater als Jesu Ja zum Kreuz (Opfer). Insofern die Liturgie *inhaltlich* Eucharistie ist und *formal* „Eulogia“ („Eucharistia“/Gebet), ist auch für die Liturgie jene Hingabebewegung kennzeichnend, die schon den „Mysterium-Charakter“ der Verkündigung kennzeichnete. Gemäß diesem Charakter ist Liturgie Eucharistie und „Eucharistia“ („Eulogia“) in einem.²⁶

Die Rede von der Kirche (Gemeinde) als Träger der Liturgie verdeutlicht Ratzinger, wenn er sagt: „Weder der Priester für sich noch die Gemeinde für sich ist Träger der Liturgie, sondern der ganze Christus ist es, Haupt und Glieder; der Priester, die Gemeinde, die einzelnen sind es, insoweit sie mit Christus geeint sind und insofern sie ihn

in der Gemeinschaft von Haupt und Leib darstellen. In jeder liturgischen Feier ist die ganze Kirche, sind Himmel und Erde, Gott und Mensch beteiligt, nicht nur theoretisch, sondern ganz real.²⁷ Das konziliare Verständnis von Kirche bestimmt damit sowohl die Aussage, dass sie „Subjekt“ der Liturgie sei als auch die konziliare Rede von der „tätigen Teilnahme“ aller am gottesdienstlichen Geschehen. Keinesfalls ist damit einem Subjektivismus oder Individualismus das Wort geredet oder gar einem hypostasierten Gemeindeverständnis²⁸ oder einem äußeren Aktivismus.²⁹ Im liturgischen Miteinander kann nie nur die gerade anwesende Gemeinde Subjekt sein, weil sie nur als nach oben und von oben her synchron und diachron in die Weite der Gottesgeschichte hinein eröffnete Versammlung verstanden werden darf.³⁰ Nur so ist die die Liturgie feiernde Gemeinde wie auch die Liturgie selbst, die sie feiert, „Mysterium“. Schon *Romano Guardini*, so Ratzinger, hatte gelernt, in der Menschlichkeit der Kirche den Skandal der Menschwerdung Gottes zu entdecken; er „hatte gelernt, in ihr die Gegenwart des Herrn zu sehen, der die Kirche zu seinem Leib gemacht hat. Nur wenn das ist, gibt es eine Gleichzeitigkeit Jesu Christi mit uns. Und nur wenn es die gibt, gibt es wirkliche Liturgie, die nicht bloß erinnern des Ostergeheimnisses, sondern seine wahre Gegenwart ist. Und wiederum nur, wenn dies der Fall ist, ist Liturgie Teilhabe am trinitarischen Dialog zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist; nur so ist sie nicht unser „Machen“, sondern opus Dei – Handeln Gottes an uns und mit uns.“³¹

Eine Liturgie ohne Anbindung an das vom Konzil vorgegebene Verständnis von Kirche verwandelt also für Ratzinger die Liturgie und die sie feiernde Gemeinde in einem negativen, untheologischen Sinn. Beide, Liturgie und Gemeinde, werden zu einer „Liturgie“ und zu einer „Gemeinde“, in der Christus weder anwesend ist noch wirkt. Und so lesen sich Ratzingers erläuternden Darlegungen zu dieser Position wie eine Schilderung der gegenwärtigen Gottesdienstpraxis und eine Analyse jenes Verständnisses, das die Gemeinden seiner Meinung nach land-

läufig vom Gottesdienst haben: Sein erstes Subjekt ist nicht Gott, auch nicht Christus, sondern das Wir der Feiernden. Und er kann natürlich auch nicht Anbetung als primären Sinn haben, noch kann es in ihm um Sühne gehen, um Opfer, um Vergebung der Sünden. Es geht vielmehr darum, dass sich die Feiernden ihrer Gemeinschaft untereinander versichern, dass sie sich einander Erlebnisse der Befreiung, der Freude, der Versöhnung vermitteln, Schädliches denunzieren und Impulse für die Aktion geben. Deswegen muss auch die Gemeinde die Liturgie selbst machen und nicht aus unverständlich gewordenen Tradition empfangen; sie stellt sich selber dar und feiert sich selbst. Damit ist die Vollmacht des Mysteriums verschwunden.³² Die grundlegenden Wertungen des Glaubens sind vergessen. Die Erfahrung des Miteinanders steht bei solcher Betrachtungsweise über der Gabe des Sakramentes. Man weicht vom Objektiven der Eucharistie ins Subjektive der Erfahrung aus. Die Folgen sind schwerwiegend: Die Kirche wird ein Vehikel zum sozialen Zweck. Aber Gemeinden, die alles selber machen, merken bald: Es gibt nur noch das Selbstgemachte; sie merken: Sie stellen sich selber dar, sie empfangen nicht mehr, das Ganze wird entbehrlich. Wer die Gemeinschaft zum direkten Zweck erhebt, der löst ihre Fundamente auf.³³ Nur wenn das Sakrament seine Unbedingtheit und seinen absoluten Vorrang vor allen Gemeinschaftszwecken und vor allen seelischen Erbauungsabsichten behält, baut es auch Gemeinschaft und „erbaut“ es den Menschen. Wesentlich dabei ist, dass die Gewichte richtig verteilt bleiben und dass die Kirche nicht sich feiert, sondern den Herrn, den sie in der Eucharistie empfängt.³⁴ Die Sonntagsliturgie muss mehr sein. Es muss deutlich werden: Hier tut sich eine Dimension der Existenz auf, nach der wir alle im Geheimen suchen: „(D)ie Anwesenheit dessen, was man nicht machen kann, die Theophanie, das Mysterium und in ihm die Guttheißung Gottes, die über dem Sein waltet und die allein es gut zu machen vermag, so dass es mitten in allen Spannungen und Leiden von uns angenommen werden

kann.³⁵ Deshalb ist die rechte Mitte zu finden zwischen einem Ritualismus, in dem das liturgische Geschehen unverständlich und beziehungslos vom Priester abgeleitet wird, und einer Verständlichkeitsmanie, die schließlich das ganze in Menschenwerk auflöst, ihm die katholische Dimension und die Objektivität des Mysteriums raubt. Die Liturgie muss durch die Gemeinde der Glaubenden und glaubend Verstehenden ihre eigene Leuchtkraft besitzen, sie muss als das „opus Dei“ der Ort sein, wo alle Werke der Menschen enden und überschritten werden.³⁶ Die Liturgie hat (wieder) Mysterium zu sein und das Mysterium zu feiern. Und dies steht im Gegensatz zum neuzeitlichen Individualismus und dem mit ihm verbundenen Moralismus. Liturgie ist Mysterium, wenn ihr kosmischer Charakter, das Umspanntsein von Himmel und Erde deutlich wird. In ihrer Beteiligung am österlichen Geheimnis überschreitet sie die Grenzen von Orten und Zeiten, um alle zu sammeln in die Stunde Christi hinein, die in der Liturgie vorweggenommen wird und so die Geschichte auf ihr Ziel hin öffnet.³⁷ Eine Sichtweise der Liturgie, die ihren Mysteriencharakter und ihre kosmische Dimension aus den Augen verliert, ist nicht Reform; sie bewirkt vielmehr eine Deformierung der Liturgie.³⁸

4.2.2 *Lebensgrundlagen der Liturgie: Geschichte – Kosmos – Mysterium*

Das ekklesiale wie ekklesiologische Wesen der Liturgie hat für Ratzinger also Konsequenzen für die Liturgie selbst: Wenn das eigentliche Subjekt der Liturgie die Kirche ist, dann ist Kirche nicht Institution und nicht Gruppe, und dann ist die Liturgie der Willkür der Gruppe und des Einzelnen entzogen. In der Entgegensetzung zwischen einem theologisch-trinitarischen Kirchenverständnis und einem mehr soziologischen Verständnis von Kirche als Institution, demgemäß der Gruppe der Primat zukommt,³⁹ verdeutlicht Ratzinger an jenen drei ontologischen Dimensionen, aus denen die Litur-

gie lebt und die sich aus der Anwendung (s)eines theologisch-trinitarischen Verständnis von Kirche auf die Liturgie selbst ergeben: die *Geschichte*, der *Kosmos* und das *Mysterium*. Die Verwiesenheit der Liturgie auf die *Geschichte* schließt Entwicklung ein, „d.h. die Zugehörigkeit zu einem Lebendigen, das einen Beginn hat, der fortwirkt, gegenwärtig bleibt, aber nicht abgeschlossen ist, sondern nur lebt, indem er weiter entfaltet wird.“⁴⁰ *Entwicklung* bedeutet Teilhabe, was sich noch einmal durch die Beziehung auf den *Kosmos* präzisiert. Ihr geschichtlicher und kosmologischer Bezug charakterisiert die *Grundgestalt der Liturgie*, und die heißt: *Teilhabe*. „Keiner ist ihr erster und alleiniger Schöpfer, für jeden ist sie Teilhabe an einem Größeren, das ihn überschreitet, aber jeder ist eben so auch ein Handelnder, gerade weil er Empfangender ist.“⁴¹ Die Beziehung auf das Mysterium bedeutet: Der Anfang des liturgischen Geschehens liegt niemals in uns selber, es ist Antwort auf eine Initiative von oben, auf einen Anruf und einen Akt der Liebe, der Mysterium ist. Liturgie ist ineins mit ihrer Geschichtlichkeit und mit ihrer kosmologischen Dimension zugleich *Mysterium*. Solches Mysterium aber erschließt sich nicht dem Erklären, sondern nur dem *Annehmen*, das die Bibel Gehorsam nennt.⁴² Gruppenliturgie dagegen ist nicht kosmisch, sie hat keine Geschichte und sie kennt das Geheimnis nicht, „weil in ihr alles erklärt wird und erklärt werden muss.“⁴³

Liturgie ist kirchliches Handeln und Vollzug von Kirche, wenn ihr der Charakter des *Mysteriums* eigen ist und wenn dieser in ihren unterschiedlichen Ausdrucks- und Gestaltungsformen als *Hinkehrbewegung zu Gott* zum Ausdruck kommt. Schon Israel, so Ratzinger, zieht aus, nicht um ein Volk wie alle anderen zu sein; es zieht aus, um Gott zu dienen. Israel lernt in der Gottesbegegnung am Horeb, Gott auf die von ihm selbst gewollte Weise zu verehren. Zu solcher Verehrung gehört der *Kult*, die Liturgie im eigentlichen Sinn; zu ihr gehört aber auch das *Leben* gemäß dem Willen Gottes, das ein unverzichtbarer Teil der rechten Anbe-

tung ist. Letztlich ist der recht lebende Mensch die wahre Anbetung Gottes. Aber das Leben wird zum wirklichen Leben nur, wenn es seine Form aus dem Blick auf Gott empfängt. Der Kult ist dazu da, diesen Blick zu vermitteln und so Leben zu geben, das Ehre wird für Gott.⁴⁴

Liturgie ist damit einem Verständnis von Kirche als Institution, aus dem der Primat der Gruppe folgt, radikal entgegengesetzt. Liturgie ist wie die Kirche „Mysterium“, und das bedeutet: Sie steht gegen geschichtslose Willkür, „die keine Entwicklung kennt und [...] darum ins Leere läuft; gegen eine Unwiederholbarkeit, die auch Ausschließlichkeit und Verlust der Kommunikation über alle Gruppierungen hinweg ist; sie steht [...] gegen das Künstliche, in dem der Mensch sich seine Gegenwart erschafft und Gottes Schöpfung aus den Augen und aus dem Herzen verliert.“⁴⁵

5. Abschließende Bemerkungen: die kirchlich-sakramentale Dimension der Pastoral

Was bedeutet es positiv für die Verkündigung und für den Gottesdienst, wenn diese wesentlich kirchlich sein müssen, und wenn die Ekklesiologie des Konzils der Maßstab für das pastorale Handeln der Kirche in diesen ihren Grundvollzügen ist? Was bedeutet also die sakramentale Grundstruktur der Kirche für ein pastorales Handeln, dem selber diese sakramentale Grundstruktur eigen ist und eigen sein muss?

1. Die Kirche ist letztlich nach Ratzinger nur dazu da, „damit Gott gesehen wird“ und damit ein „Ausblick auf Gott entsteht“.⁴⁶ Hierin liegt die Bewährungsprobe der sakramentalen Grundstruktur der Kirche in ihrer heutigen Zeit;⁴⁷ und hierin liegt auch die Bewährungsprobe für das pastorale Handeln der Kirche in Verkündigung und Gottesdienst.
2. Nicht nur die Ekklesiologie ist ihrem Wesen nach Theologie und damit auf den dreifaltigen Gott hin ausgerichtet; ihr pastorales Handeln ist es auch! Das aber

heißt: Genauso wenig wie die Kirche Selbstzweck ist, genauso wenig ist es „ihre“ Pastoral. Ratzingers Betonung der Ekklesiologie bedeutet nicht deren Verabsolutierung im Kontext anderer theologischer Disziplinen; genau so wenig kann deshalb die Pastoral(theologie) verabsolutiert werden. Beide sind relativ, bezogen darauf, dass „Gott gesehen wird“. Das bedeutet: Die Ekklesiologie wie das Handeln der Kirche (Pastoral) ist wesentlich offen auf die Theologie und damit auf die Christologie, sie ist somit theologisch und christologisch in einem. Dasselbe gilt für die Verkündigung und für die Liturgie. Sie, die sich an der Ekklesiologie zu messen haben, haben sich damit zugleich messen zu lassen am Ziel und Zweck der Ekklesiologie: den Ausblick auf Gott und damit auf Christus entstehen zu lassen. Dieses Ziel ist ihre Motivation, und in ihrer sakramentalen Dimension sind sie theologisch, christologisch, ekklesiologisch und ekklesial in einem. Die obige Rede von der Verkündigung und vom Gottesdienst als „Mysterium“ stellt somit im Grunde nichts anderes dar als eine Kurzformel für eben diesen dargelegten Sachverhalt.

3. Die ekklesiologische und damit theologisch-christologische wie sakramentale Dimension von Verkündigung und Gottesdienst verdeutlicht, dass diese kirchlichen Grundvollzüge (wie schon die Sakramente) der Kirche nicht einfach beliebige pastorale Dienstleistungen sind, die dem einzelnen Menschen und seiner individuellen Beliebigkeit und privaten Innerlichkeit anheimgegeben wären. Nicht nur bei den Sakramenten und deren Spendung, auch bei der Verkündigung und beim Gottesdienst ist der gemeinschaftliche, soziale und kirchliche Aspekt gerade in der heutigen Situation zu betonen. Nicht nur die sakramentale Praxis, sondern auch das Handeln der Kirche in Verkündigung und Gottesdienst ist heute heilsindividualistisch ausgerichtet. In ihnen kommt die ekklesiale Dimension zu wenig zum Tragen. Hier hat die heutige Pastoral anzu-

setzen. Es ist ihre Aufgabe, die *kirchliche* Dimension von Verkündigung und Gottesdienst entschieden ins Bewusstsein der Menschen zurückzubringen, und die Ekklesiologie des Konzils „liefert“ hierfür die theologische Grundlegung.⁴⁸

4. Wird heute unter Bezugnahme auf das Konzil von der Gemeinde als dem Subjekt der Verkündigung oder der Liturgie gesprochen, dann ist zu berücksichtigen, dass es sich bei dieser Redeweise vom „Subjekt Gemeinde“ um ein streng ekklesiologische resp. theologisch-christologische Aussage handelt. Das heißt: Für Ratzingers konziliares Liturgieverständnis z.B. ist es deshalb von entscheidender Bedeutung, dass der auferweckte und erhöhte Christus das eigentliche Subjekt der Eucharistie und der eigentliche Zelebrant ist. Das bedeutet freilich auf der anderen Seite nicht, dass Christus damit das exklusive Subjekt der Eucharistie (Liturgie) wäre. Vielmehr ist damit zugleich gesagt: Der real und personal gegenwärtige Christus bezieht inklusiv die Kirche in sein gottesdienstliches Handeln mit ein. Die Kirche ist als ganze, als der mystische Leib Christi, der Träger und das Subjekt des Gottesdienstes. Die Kirche ist, um es mit dem katholischen Liturgiewissenschaftler *Otto Nussbaum* zu sagen, „das von Christus abhängige und ganz auf ihn hingebundene sekundäre Subjekt der liturgischen Gedächtnisfeier“.⁴⁹
5. Dies hat Auswirkungen darauf, wie der liturgisch-konziliare Schlüsselbegriff der *Participatio actuosa*, der „tätigen Teilnahme“, nach Ratzinger zu verstehen ist. Hinter ihm steht der Gedanke, dass die christliche Liturgie von ihrem Wesen und ihrer Gestalt her ein Vollzug in Gemeinschaft ist. Die liturgischen Texte, die vom „Wir“, „Ihr“ und „Du“ geprägt sind, und wenn dies Ganze dazu noch Teil einer *actio* ist, in der alle Mithandelnde sind, dann ist deutlich, dass die liturgische Feier, „einfach von der Struktur der Worte und der Handlungen her, das gegenseitige Sprechen und Tun in der Zuwendung von wir, ihr und du verlangt; im anderen

Fall entsteht immer ein innerer Widerspruch zwischen dem Text und seinem Vollzug.“⁵⁰ Für Ratzinger hat das Konzil mit der „*participatio actuosa*“ einfach etwas mit Autorität ausgesprochen, was an sich von der Sache her evident war. Gemeint sei damit nicht, dass man nur alles laut und gemeinschaftlich machen müsse, damit die Liturgie von selbst anziehend und wirksam würde. „*Actio*“ besteht nicht primär im Wechsel von Stehen, Sitzen, Knien; „*actio*“ besteht in inneren Vorgängen, die die eigentliche Dramatik des Ganzen ausmachen. „Lasset uns beten“ – das ist eine Einladung zu einem Vorgang, der nach innen reicht. Wo man diese innere Dimension ausließ, entstand der Eindruck, die Liturgie sei noch immer langweilig und unverständlich. So fühlte man sich schließlich gedrängt, „die Bibel durch Marx und das Sakrament durch die Party zu ersetzen, weil man die Wirkung zugleich von außen her erzielen wollte.“⁵¹ Das besagt: Die „tätige Teilnahme“ darf nicht „veräußerlicht“ werden. Ein unfehlbar sicheres Mittel, um auf jeden Fall, für jeden und für immer die Mitbeteiligung an der „*actio*“ zu bewirken, gibt es für Ratzinger nicht. Rein von außen her ist die Wirkung der Liturgie nicht vorzugeben.⁵²

6. Mit Ratzingers aufgewiesenem Verständnis der kirchlichen Vollzüge von Verkündigung und Liturgie als „Mysterium“ hat sich zugleich die Frage nach dem „Subjekt (in der) Kirche“ als sein Grundanliegen herausgestellt. Für ihn ist „Subjektwerdung“ (in der) Kirche der „Übergang“ der Trinitätslehre in die Existenzaussage über die Kirche und deren Grundvollzüge Verkündigung und Liturgie. Das paulinische „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir“ lässt sich auch vom johanneischen Sohnesverständnis her sagen. „Der Sohn ist als Sohn und insoweit er Sohn ist, ganz und gar nicht aus sich und so eben ganz eins mit dem Vater; da er nichts neben ihm ist, nichts Eigenes behauptet, das nur Er wäre, nicht nur ihm Gehörendes dem Vater entgegenstellt, keinen Vorbehalts-

raum des bloß Eigenen behält, darum ist er ganz dem Vater gleich. Die Logik ist zwingend: Wenn es nichts gibt, worin er bloß Er ist, keinerlei abgegrenztes Privatum, dann fällt er mit Jenem zusammen, ist ‚eins‘ mit ihm. Gerade diese Totalität des Ineinander will das Wort ‚Sohn‘ ausdrücken. ‚Sohn‘ bedeutet für den Evangelisten Johannes das Sein-vom-anderen-her.⁵³ Demnach ist das Sein Jesu, der der *Sohn* ist, ein Sein „von-her“ und „auf-zu“. Das, was Johannes hier von Christus sagt, ist für ihn zugleich „Modell“ christlicher Existenz. Christsein heißt für Johannes: „Sein wie der Sohn, Sohn werden, also nicht auf sich selbst und nicht in sich stehen, sondern ganz geöffnet leben im ‚Von-her‘ und ‚Auf-zu‘“.⁵⁴ Mit dem Johanneskommentar des hl. Augustinus zu „Meine Lehre ist nicht meine Lehre, sondern die des Vaters, der mich gesandt hat“ (7,16) bestätigt Ratzinger seine Darlegung. Wenn man den Satz liest, dann sagt er, so Ratzinger: „Ich bin gar nicht bloß Ich; ich bin gar nicht mein, sondern mein Ich ist ein anderes. Und damit sind wir über die Christologie hinaus bei uns selbst angelangt [...] Das Allereigenste – was uns letztlich allein gehört: das eigene Ich, ist zugleich das am allerwenigsten Eigene, denn gerade unser Ich haben wir nicht von uns und nicht für uns. Das *Ich* ist zugleich das, was ich ganz habe und was am wenigsten mir gehört.“⁵⁵ Die für Ratzinger zur Verkündigung und zur Liturgie gehörende Spannung von „Ich – Nicht-Ich“, die diese pastoralen Vollzüge als *kirchliche* Grundvollzüge und damit als Vollzüge gemäß dem Verständnis des Konzils von der Kirche als „Mysterium“ qualifiziert mit den daraus resultierenden Konsequenzen für diese Vollzüge selbst, findet ihre Entsprechung in johanneischer Sohnestheologie wie auch in augustini-scher Auslegung des Johannesevangeliums. Ratzingers oben aufgewiesenes ekklesiologisches und damit theologisches Verständnis der Pastoral ist auch auf die Schrift und auf Augustinus rückführbar.⁵⁶ Das, was Paulus und was Jo-

hannes über Christus sagen, ist nicht nur „Modell“ christlicher Existenz; es ist auch „Modell“ der pastoralen Grundvollzüge von Verkündigung und Liturgie.

Anmerkungen:

- ¹ Joseph Ratzinger: Liturgie und Weltverantwortung, 18.
- ² Joseph Ratzinger: Dogma und Verkündigung, 18.
- ³ Joseph Ratzinger: Dogma und Verkündigung, 18.
- ⁴ Vgl. Joseph Ratzinger: Dogma und Verkündigung, 18.
- ⁵ Vgl. LG 1. – Zum Verständnis von Kirche als „Mysterium“ vgl. Hermann-Josef Pottmeyer: Die Rolle des Papsttums im Dritten Jahrtausend. *Quaestiones disputatae* (= QD) 179, Freiburg, Basel, Wien 1999, 128 f. Pottmeyer weist darauf hin, dass diese Bestimmung der Kirche die Brücke bildet zwischen der Kirchenkonstitution und der Pastoralkonstitution (129). Damit bestätigt sich, worauf bereits oben (vgl. Kapitel 3) hingewiesen wurde: So wie Ekklesio-„logie“ und Ekklesio-„praxie“ kein Gegensatz sind und sein dürfen, so sind Kirchenkonstitution und Pastoralkonstitution kein Gegensatz, sondern sie ergänzen sich wechselseitig; beide dürfen nicht gegeneinander ausgespielt oder in Gegensatz zueinander gebracht werden. Im Kirchenverständnis des 2. Vatikanums liegt ihr Zueinander begründet.
- ⁶ Vgl. zum soteriologischen, sakramententheologischen und ekklesiologischen Verständnis von *Communio*, Hermann-Josef Pottmeyer: QD 179, 103.
- ⁷ Vgl. Joseph Ratzinger: Dogma und Verkündigung, 23f.
- ⁸ Vgl. Joseph Ratzinger: Dogma und Verkündigung, 25.
- ⁹ Die Ekklesiologie als Maßstab der Verkündigung differenziert sich aus in die bleibenden Bezugspunkte jeder Verkündigung. Zu ihnen zählt Ratzinger die Heilige Schrift, die Glaubensbekenntnisse, das lebendige Lehramt und den konkreten Glauben der Kirche in ihren Gemeinden (vgl. Joseph Ratzinger: Dogma und Verkündigung, 27f.).
- ¹⁰ Joseph Ratzinger: Dogma und Verkündigung, 25 (Hervorhebung durch Vf.).
- ¹¹ Vgl. Joseph Ratzinger: Dogma und Verkündigung, 25.
- ¹² Joseph Ratzinger: Dogma und Verkündigung, 25, 27 f., 30 ff., 38 f.
- ¹³ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 175: „(W)o die Liturgie verfällt, verfällt auch die *Musica sacra*, und wo Liturgie recht verstanden und gelebt wird, wächst auch die Kirchenmusik.“

- ¹⁴ Josef Ratzinger: „Das Konzil überholen? Eine neue Konzeption von Liturgie“, in: Ein neues Lied, 146.
- ¹⁵ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 151 f.
- ¹⁶ Zum Zusammenhang Christus (Christologie) und Kirche (Ekklesiologie) vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 47 ff.
- ¹⁷ Wenn im Katechismus der katholischen Kirche gesagt wird, Liturgie sei „Dienst des Volkes für das Volk“ (KKK 1069), wird damit zum Ausdruck gebracht: Dieses Volk besteht gar nicht aus sich, durch Abstammungsgemeinschaft etwa, sondern nur durch den österlichen Dienst eines anderen, des Sohnes Gottes. Damit ist die soziologische Reduktion aufgehoben. „Volk Gottes“ entsteht immer wieder nur durch den Dienst des Sohnes und dadurch, dass er uns hineinhebt in die Gemeinschaft Gottes, in die wir aus Eigenem nicht hineinreichen (vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 171).
- ¹⁸ Wenn auch das Konzil die Eucharistie als „Werk des Volkes Gottes“ wiederentdeckt hat, lässt sich dann, so fragt Kurt Koch, einfach sagen, jetzt sei umgekehrt die Gemeinde das Subjekt der Liturgie geworden? „Wäre dem so, wäre der Graben zwischen vorkonziliarem und nachkonziliarem Eucharistieverständnis perfekt, freilich auch petrefakt“ (Kurt Koch: Leben erspüren – Glauben feiern. Sakramente und Liturgie in unserer Zeit. Freiburg, Basel, Wien 1999, 196).
- ¹⁹ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 171. – Aus diesem zugleich von „Volk Gottes“ und „Leib Christi“ wird deutlich, was „Mysterium-Sacramentum“ so notwendig zur konziliaren Rede von der Kirche als Volk Gottes hinzufügt, damit sie Kirche ist: Das Nicht-Volk kann zum Volk nur werden durch den, der es von oben und von innen her eint: durch die Kommunion mit Christus. Ohne diese christologische Vermittlung ist die Selbstbezeichnung als Volk Gottes nach Ratzinger Anmaßung (vgl. Joseph Ratzinger: Prinzipienlehre, 49).
- ²⁰ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 172.
- ²¹ Joseph Ratzinger: Geist der Liturgie, 42: Weil zum christlichen Kult, der Liturgie des christlichen Glaubens, Universalität gehört, darum ist dieser Kult „nie nur ein Ereignis einer örtlich sich findenden Gemeinde... Christliche Liturgie ist niemals die Veranstaltung einer bestimmten Gruppe, eines bestimmten Kreises oder auch einer bestimmten Ortskirche.“
- ²² Vgl. Joseph Ratzinger: Das Fest des Glaubens. Versuche zur Theologie des Gottesdienstes (= Fest des Glaubens). Einsiedeln ³1993, 44.
- ²³ Vgl. Josef Ratzinger: Fest des Glaubens, 38.
- ²⁴ Vgl. Joseph Ratzinger: Fest des Glaubens, 53.
- ²⁵ Vgl. Joseph Ratzinger: Fest des Glaubens, 45 f. So gibt es für Ratzinger auch keinen Gegensatz zwischen „Mahl“ und „Opfer“ und damit auch keinen Gegensatz zwischen Dogmatik und Liturgie.
- ²⁶ Zum Zusammenhang von Eucharistie, Gebet und „Subjektwechsel“ vgl. Joseph Ratzinger: Geist der Liturgie 39–41; ferner 42: „Wenn man etwa die Eucharistie vom liturgischen Phänomen her als ‚Versammlung‘ oder vom Gründungsakt innerhalb des letzten Pascha Jesu her als ‚Mahl‘ beschreibt, so hat man nur Einzelelemente erfasst, verfehlt aber den großen geschichtlichen und theologischen Zusammenhang. Das Wort ‚Eucharistie‘ hingegen, das auf die Anbetung, nämlich auf die in Menschwerdung, Kreuz und Auferstehung Christi geschehende universale Form der Anbetung verweist, kann ... als Kurzformel für die Idee der logike latreia dienen und darf deshalb als angemessene Bezeichnung für die christliche Liturgie dienen.“ – Ferner, 78: „Ihn ‚essen‘ heißt: ihn anbeten. Ihn ‚essen‘ heißt ihn einlassen in mich, so dass mein Ich umgewandelt wird und sich öffnet in das große Wir hinein, so dass wir in ihm ‚ein einziger‘ werden (Gal 3,17).“
- ²⁷ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 173.
- ²⁸ Aus diesem dargelegten Verständnis von Kirche als Subjekt der Liturgie ergibt sich für Ratzinger auch das „richtige“ Verständnis des Priestertums: „Der Priester sagt und tut in der Liturgie, was er nicht aus Eigenem tun und sagen kann; er handelt – wie die Tradition es ausdrückt – in persona Christi, das heißt aus dem Sakrament heraus, (!) das die Präsenz des anderen, Christus, verbürgt. Er steht nicht für sich selbst, er ist auch nicht Delegierter der Gemeinde, die ihm etwa eine Rolle übertragen hätte, sondern sein Stehen im Sakrament der Nachfolge drückt genau das Zuerst Christi aus, das die Grundbedingung aller Liturgie ist. Weil der Priester dieses Zuerst Christi darstellt, über er mit seinem Dienst jede Versammlung über sich hinaus ins Ganze hinein, denn Christus ist nur einer und, indem er den Himmel öffnet, ist er auch der, der alle irdischen Grenzen abträgt (Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 171 f.).“
- ²⁹ Vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 178.
- ³⁰ Vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 178.
- ³¹ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 152 f. – Ratzinger bezieht sich hier auf Romano Guardini: Die Kirche des Herrn. Meditationen, Würzburg 1965.
- ³² Vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 50 f.
- ³³ Vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 101.
- ³⁴ Vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 102 f.
- ³⁵ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 104.
- ³⁶ Vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 104.
- ³⁷ Vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 174. – „Liturgie ist gerade dadurch schön, dass wir nicht selbst ihre Akteure sind, sondern dass wir eintreten in das Größere, das uns umfängt und zu eigen nimmt [..] Jede Liturgie ist kosmische Liturgie, Heraustreten aus unseren armseligen

- Gruppierungen in die große Gemeinschaft, die Himmel und Erde umspannt“ (ebd., 221 f.).
- ³⁸ Vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 175.
- ³⁹ Vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 155.
- ⁴⁰ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 154.
- ⁴¹ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 154.
- ⁴² Vgl. Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 154.
- ⁴³ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 154.
- ⁴⁴ Vgl. Joseph Ratzinger: Liturgie und Weltverantwortung, 10.
- ⁴⁵ Joseph Ratzinger: Ein neues Lied, 155.
- ⁴⁶ Joseph Ratzinger: Salz der Erde, 69 f.
- ⁴⁷ Vgl. dazu auch Kurt Koch: Leben erspüren, 117.
- ⁴⁸ Zum Verlust der ekklesialen Dimension von Taufe und Bußsakrament vgl. Kurt Koch: Leben erspüren, 110 ff.
- ⁴⁹ Otto Nussbaum: Die Liturgie als Gedächtnisfeier, in: Josef Schreiner (Hg.): Freude am Gottesdienst. Aspekte ursprünglicher Liturgie, Stuttgart 1983, 201–214, hier 211 f. – Kurt Koch bestätigt die Position Ratzingers hinsichtlich des konziliaren Liturgieverständnisses (vgl. ders.: Leben erspüren, 196f.). – Ist Christus das primäre Subjekt der eucharistischen Feier, ist sie auf den Priester als das tertiäre Subjekt der Liturgie angewiesen, ist dieser doch nicht nur Repräsentant der Gemeinde, der er in ihrem Namen und Auftrag vorsteht; er ist Repräsentant Christi, der als solcher der Gemeinde auch gegenübersteht (vgl. ebd.: Leben erspüren, 197 f.).
- ⁵⁰ Joseph Ratzinger: Fest des Glaubens, 79.
- ⁵¹ Joseph Ratzinger: Fest des Glaubens, 80.
- ⁵² Vgl. Joseph Ratzinger: Fest des Glaubens, 80.
- ⁵³ Joseph Ratzinger: Einführung, 129.
- ⁵⁴ Vgl. Joseph Ratzinger: Einführung, 129.
- ⁵⁵ Joseph Ratzinger: Einführung, 131 f. [Hervorhebung durch Vf.].
- ⁵⁶ Vgl. hierzu Felix Genn: Trinität und Amt nach Augustinus. Sammlung Horizonte, Neue Sammlung, 23. Einsiedeln 1986, 71–94.

Manfred Körber / Maria Widl

Projekte als neue Gestaltungsebene der Pastoral

1. Projektarbeit – mehr als eine Methode

Projekte prägen zunehmend das pastorale Handeln. Sie sind aus den pastoralen Aktivitäten von Gemeinden, kirchlichen Verbänden, Einrichtungen und religiösen Gemeinschaften nicht mehr wegzudenken. Anders als in den 70er und 80er Jahren, wo sie stärker eine Methode – insbesondere der kirchlichen Jugendarbeit – waren, entwickeln sie sich zunehmend zu einer eigenen pastoralen Gestaltungsebene. Dieser Wahrnehmung soll in den folgenden Überlegungen nachgegangen werden. Welche besondere Qualität besitzt eine pastorale Projektarbeit heute? An welchem Pastoralverständnis orientieren sich einzelne Projekte? Welche Chancen und Risiken liegen in einer zunehmenden Projektarbeit?

Am Anfang unserer Überlegungen steht ein exemplarischer Blick auf drei pastorale Projekte, die im Bistum Aachen durchgeführt wurden bzw. werden. Ausgehend von den Anliegen dieser Projekte wird in einem zweiten Schritt nach dem Wert der Projektarbeit im allgemeinen gefragt, drittens werden den Projekten zugrunde liegende Pastoralvorstellungen diskutiert, um dann abschließend Perspektiven für das kirchliche Handeln aufzuzeigen, die diese neue Gestaltungsebene bietet.

*Christus 2000*¹

So heißt ein Projekt, mit dem Museen, Kirchen und Kirchenschätze den Akzent auf das Darstellen besonderer Christusbilder in

der Euregio Maas-Rhein legen. Das Projekt lud im Jahr 2000 in Form einer touristischen Rundfahrt zur Entdeckung des religiösen Erbes der Euregio Maas-Rhein ein. Während des Projektzeitraums vom 14. April bis zum 1. Oktober konnten fünfzig künstlerische Hauptwerke in verschiedenen Orten der Euregio besichtigt werden. Sie luden die Besucher ein, den kunstgeschichtlichen Weg durch die Jahrhunderte nachzugehen und sich die religiöse Tradition der Euregio zu vergegenwärtigen. Es gab einen Prospekt, der die Route genau beschrieb, Karten mit Erläuterungen und einen Pass, mit dem bei Museen ermäßigter Eintritt gewährt wurde. Durchgeführt wurde das Projekt von den Bistümern Lüttich, Hasselt und Aachen, sowie von einzelnen Kirchengemeinden. Förderer waren einige Kommunen, die Provinzen, Tourismusverbände und das Land Nordrhein-Westfalen.

*Diakonische Pastoral vor Ort*²

lautet der Titel eines Projektes, das einen Beschluss des Aachener Bistumstages von 1996 umsetzt. „Viele Beispiele aus dem Lebensalltag der Menschen, gesellschaftliche Wandlungsprozesse und religiöse Pluralität, künden von der Not und Angst der Menschen. Daraus kann sich Kirche nicht heraushalten, wenn sie es als ihre Pflicht sieht, nach den Zeichen der Zeit zu suchen und diese im Lichte des Evangeliums zu deuten“, heißt es in der Projektbeschreibung. Von August 1999 bis September 2003 führt das Projekt in ausgewählten Orten von vier Dekanaten eine Bestandsaufnahme der bisherigen Arbeitsschwerpunkte und Arbeitsformen einer „Diakonischen Pastoral“ durch und lädt mit Hilfe von Szenarien und Workshops alle Interessierten vor Ort ein, neue Leitbilder einer zukünftigen Pastoral zu entwickeln. Die Ergebnisse sollen in der Pastoralabteilung des Bistums weiterverfolgt werden. Auftraggeber des Projektes ist der Generalvikar, die Projektleitung liegt beim Oswald-von-Nell-Breuning Haus, eine Mitarbeit geschieht von Seiten der Pastoralabteilung des Generalvi-

kariates und des Diözesanen Caritasverbandes, Berater ist der Pastoraltheologe Prof. Dr. Hermann Steinkamp.

*Wer wird den Stein weggrollen?*³

ist die Leitfrage des bundesweiten Projektes, das die Arbeitsstelle für Frauenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz und Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Frauenseelsorge zum Heiligen Jahr 2000 durchführten. Zwischen Ostern 2000 und Ostern 2001 machte ein Stein – aus Israel kommend und in Köln zu einem runden Grabstein behauen – in ca. 30 Orten Station. Dabei legte er 6200 km zurück. Die Inschrift des Steins „Wer wird den Stein weggrollen“ erinnert an die Frage der Frauen auf dem Weg zum Grab Jesu. Zwischen Leid und Auferstehung – dies ist das Spannungsfeld, in dem sich die Frauen damals wie heute bewegen. Die Frauenseelsorgestellen in den einzelnen Diözesen boten an den jeweiligen Orten zu der Leitfrage des Projektes Veranstaltungen an. Außerdem sollte der Stein in Klöstern verschiedener Ordensgemeinschaften zum Kristallisationspunkt für geistliche Gespräche werden. Eine interaktive Seite im Internet gab all denen die Möglichkeit mitzumachen, die nicht an konkreten Orten dabei sein konnten oder wollten. Mit den Einnahmen bei Veranstaltungen etc. wurde das Projekt „Women Advocating for Peace“ unterstützt, das im Nahen Osten eine Verständigung zwischen palästinensischen und israelischen Frauen fördert. Im Bistum Aachen fand eine Aktionswoche vom 28. 8.–8. 9. 2000 statt. Hier gab es Vorträge, Frauenliturgie, Meditation, einen Stadtrundgang aus Frauensicht, sowie einen Kreativtag. Die Aktionswoche wurde von einem Verantwortlichenkreis gestaltet.

2. Projekte – eine neue Struktur?⁴

Betrachtet man diese konkreten Projekte, so entsteht zunächst der Eindruck, dass es sich beim Projektbegriff um einen sehr diffusen und allseits verwendeten Begriff handelt.

Der Gebrauch des Projektbegriffes ist geradezu inflationär. Es könnte der Eindruck entstehen, unter dem Begriff *Projekt* wird alles das subsumiert, was nicht unmittelbar zur Routinearbeit, Alltagsarbeit bzw. Basisarbeit gehört. Oder anders ausgedrückt, soll eine Aufgabe den Touch des Innovativen, Neuen und Besonderen erhalten, wird sie unmittelbar mit dem Begriff *Projekt* verknüpft. Im betriebswirtschaftlichen Sinne und im Bereich der Organisationsentwicklung werden folgende Merkmale zur Kennzeichnung eines Projektes genannt:

- Projekte haben eine klar umgrenzte Aufgabenstellung. Diese ist in der Regel für die Organisation neu- bzw. sogar einzigartig, vielfach außergewöhnlich und komplex.
- Projekte haben eine konkret festgelegte Laufzeit, d.h. für ein Projekt muss ein konkreter Anfangs- und Endzeitpunkt definiert werden.
- Sie haben ein definiertes Ziel, d.h. es wird in der Projektplanung konkret festgelegt, welches Ziel bzw. welche Ziele erreicht werden sollen.
- Die Verantwortung für die Durchführung bzw. Abwicklung des Projektes wird an mehrere Personen übertragen. Diese Personen, die die Projektgruppe bilden, entwickeln eine eigenständige Struktur, die darauf zielt, die Projektaufgaben zu bewältigen, in dem sie u.a. den Projektablauf eigenständig gestalten und kontrollieren.
- Die Durchführung von Projekten erfordert die Bereitstellung von Ressourcen in Form von Zeit, personellen Kapazitäten und materiellen Ressourcen.

Fasst man dies alles zusammen, so kann festgestellt werden: Projekte treten deutlich aus der Routinetätigkeit heraus, so z.B. durch ihre Struktur, ihre Aufgabenstellung, ihre zeitliche Befristung usw.

Projekte werden im Bereich der Managementforschung und Organisationsentwicklung als *Instrumente der Veränderung* gekennzeichnet. Dies bringt in besonderer Weise die Sonderstellung der Projekte gegenüber der Basisorganisation zum Ausdruck. Wenn innerhalb einer Organisation mit Pro-

jekten gearbeitet wird, kommt es zu Veränderungen sowohl auf der strukturellen wie inhaltlich-konzeptionellen Ebene. Die Projektarbeit setzt voraus, dass eigene Projektstrukturen entwickelt werden. Diese Projektstrukturen legen fest, welche Kompetenzbereiche existieren, wie die Zuständigkeiten geregelt sind, wer welche Verantwortlichkeiten zu tragen hat und wie Entscheidungsprozesse zu gestalten sind. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang, dass die Projektstrukturen nicht notwendigerweise mit den Strukturen der Basisorganisation übereinstimmen müssen. D.h. Projektstrukturen können sich mehr oder weniger stark von den Strukturen der Basisorganisation unterscheiden. Unter inhaltlich-konzeptionellen Gesichtspunkten gibt es vor allem in drei Vorteile, die von projektorientiertem Arbeiten insbesondere in Non-Profit-Organisationen erwartet werden. Sie können erstens auf neue gesellschaftliche Problemstellungen und neue Themen schneller und flexibler reagieren als ein eventuell recht träges Gesamtsystem. Zweitens reagieren Projekte darauf, dass Förderungen und Finanzierungen immer häufiger an zeitliche Befristungen gebunden werden. Oft liegen die Laufzeiten bei 1 bis 2 Jahren. Damit wird quasi über äußere Vorgaben – nämlich zeitlich begrenzte Finanzierung – die Bearbeitung einer Aufgabe im Projektkontext bereits vorgegeben. Drittens erreichen Basisorganisationen durch Projekte eine Anbindung an bestehende gesellschaftliche Strukturen. Auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens – sei es in der Wirtschaft, im Sozialen, im Privaten – setzt sich eine gewisse Form der Schnelllebigkeit und Flexibilisierung durch. Die Menschen wollen schneller und kurzfristiger handeln und agieren.

Allerdings ist es auch erforderlich, bei der Einführung von Projektarbeit und Projektorganisation auf Nachhaltigkeit und Sozialverträglichkeit zu achten. Damit Projekte nicht aus dem Bezugsrahmen der Basisorganisation hinausgeschleudert werden, bedarf es einer engen Verzahnung. Projekt und Basisorganisation müssen ein enges Netzwerk bilden. Die Einbindung der Projekte in

Netzwerke bedeutet, dass sie in einem Kontext von Akteuren mit gleichen Werten und Normen agieren und darüber eine inhaltliche Konsolidierung der Arbeit mit dem institutionellen Umfeld erfolgt. Das bedeutet auch, dass sich Organisationen nicht ausschließlich in Projekte zergliedern können, sondern dass ein Grundgerüst an Basisorganisation notwendig bleibt. Projektarbeit kann zu einer neuen institutionalisierten Form der Arbeit werden, sie bedarf allerdings einer kontinuierlichen Vernetzung, damit der Bezug zur Basisorganisation bestehen bleibt.

3. Drei Projekte - drei Gestaltungstypen

Die drei Projekte aus dem Bistum Aachen zeigen, dass diese Kriterien nur teilweise eingelöst werden. Die Anlage der einzelnen Projekte ist aber nicht nur aus sozialwissenschaftlichem Blickwinkel verschieden, sie realisieren unterschiedliche pastorale Leitbilder. Diese beruhen auf unterschiedlichen Weisen, die moderne Welt und sich als Kirche darin zu verstehen. Neu daran ist, dass mehrere solcher „Deutungsmuster“ gleichzeitig nebeneinander bestehen und daher auch miteinander in Konflikt geraten können.⁵ Idealtypisch lassen sich drei solche Deutungsmuster unterscheiden: das traditionale, das moderne und das postmoderne.

Das traditionale Deutungsmuster - Stärken und Grenzen

Das traditionale Deutungsmuster orientiert sich an einem vormodernen Weltverständnis: Der Kosmos ist eine von Gott gefügte Ordnung. Alles hat darin seinen Platz und seinen „Stand“, dem zu entsprechen „anständig“ ist. Diese Ordnung ist hierarchisch gegliedert. Wer oben steht, trägt die Verantwortung; wer unten ist, hat Gehorsam zu üben. Der Klerus als Gottes Stellvertreter auf Erden wacht über die Einhaltung der Regeln und weist Abweichler in

Schranken. Jede Kritik an dieser Ordnung und jedes beabsichtigte Ausscheren aus ihr ist eine Sünde, die ihre Strafe finden wird. Die geoffenbarte Wahrheit ist ewig gleich und gültig; es bedarf dazu keiner Diskussionen. Da Kritik und Diskussion wesentliche moderne Vollzüge sind, kommt dieses Konzept dauernd in Konflikte. Hingegen kann es theologisch nicht abgewiesen werden, ist es doch auf dem Boden des Konzils in der *Communio*-Theologie legitimiert.

Die *Stärke* dieses Weltverständnisses ist, dass es mit seiner gesicherten Ordnung eine große Hilfe inmitten der Brüche, Unsicherheiten und Unübersichtlichkeiten der modernen Welt anbietet:

- In traditionellen Frömmigkeitsformen lässt sich eine tröstliche geistliche Heimat finden, wenn der moderne Alltag bedrängt und verunsichert.
- In einem traditionellen Glaubensverständnis eröffnet sich ein gangbarer, weil überschaubarer Einstieg ins Christsein für Menschen, die bisher keinerlei Sozialisation im Glauben erfahren hatten, bei denen aber das Bedürfnis danach erwacht.
- Schließlich ist das traditionale Gesicht der Kirche jenes, das den vielen kirchlich Fernstehenden vertraut ist und das sie erwarten, wenn sie bei Gelegenheit den Kontakt zur Kirche suchen.

Das Projekt „Christus 2000“ entspricht weitgehend diesem traditionellen Gestaltungsmuster. Es findet darin möglicherweise auch seine Grenzen:

- Könnte eine breite Einbeziehung von Laienkompetenzen Kooperationen erschließen, die dem Projekt mehr Interesse, Unterstützung und Zulauf brächten?
- Würde eine andere Ästhetik der Präsentation Publikumsgruppen anzusprechen vermögen, für die das Gebotene interessant, die Art seiner Bewerbung aber unattraktiv ist?
- Würden in diesem Rahmen Angebote zum Bedenken des eigenen Glaubensverständnisses den vorwiegend sakramentalen Vollzug des Glaubens wirksam ergänzen?

Insgesamt ist es die Stärke traditionaler Projekte, dass sie die Werte der Vormoderne

für eine der Moderne überdrüssig werdende Gesellschaft neu fruchtbar machen können. Häufig leiden sie jedoch darunter, dass das typisch Moderne an dieser Bedürfnislage nicht ausreichend in den Blick genommen wird.

Das moderne Deutungsmuster – Chancen und Probleme

Das moderne Weltverständnis ist am Fortschrittsgedanken orientiert. Sein kritischer Blick deckt alle Unzulänglichkeiten schonungslos auf und sein bedingungsloser Gestaltungswille strebt ständig nach Erneuerung. Kompetenz ist gefragt; und die kann inmitten moderner Pluralität nur im Team voll ausgeschöpft werden. Das Volk Gottes in seiner ganzen Breite ist Kirche und daher für sie verantwortlich. Der Glaube erhält eine persönliche Gestalt und unterliegt biographischen Wandlungen. Er stellt sich den Anfechtungen moderner Rationalität und Säkularität, muss begründet, plausibel und relevant sein. Er wird gesellschaftskritisch, politisch, optional. Theologisch basiert dieses Modell auf der Volk-Gottes-Theologie des Konzils, das die Kirche auf dem Weg durch Gesellschaft und Geschichte sieht, getragen durch das allgemeine Priestertum aller Gläubigen.

Die Stärke des modernen Deutungsmusters ist es, die Menschen, die Gesellschaft und die Zeit in ihren Eigenarten, Errungenschaften und Fehlschlägen ernst zu nehmen und nach einer Einwebung des Glaubens in die Kultur zu trachten. Entsprechend haben moderne kirchliche Projekte viele Stärken:

- Sie orientieren sich an den konkreten gesellschaftlichen Problemlagen und menschlichen Nöten speziell der Marginalisierten und der Opfer moderner Entwicklungen vor Ort. Ihr Handeln ist praktisch und wirksam. Entsprechend beziehen sie Menschen ein, denen das herkömmliche kirchliche Leben wenig zu sagen hat.
- Sie nützen vielfache Kompetenzen und Ressourcen und knüpfen Netze und Kooperationen mit unterschiedlichen, auch

weltanschaulich divergenten Trägern. Damit geben sie gleichzeitig der Kirche das Image einer Organisation, die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nicht nur verkündet, sondern auch engagiert und effektiv dafür arbeitet.

- Die in modernen Projekten engagierten Christinnen und Christen erfahren für sich, dass Christsein nicht bloß ein Frömmigkeitsstil ist, sondern eine Lebensaufgabe; dass, wer dem christlichen Gott begegnet, damit an den Armen nicht mehr vorbeikommt. Sie sind damit gleichzeitig Stachel im Fleisch einer bürgerlichen Kirchlichkeit, die es sich im Haus des Herrn ganz bequem gemacht hat.

Das Projekt der Diakonischen Pastoral ist in diesem Sinn weitgehend modern. Seine vielfachen Stärken und Chancen bringen möglicherweise typisch moderne Probleme mit sich:

- Da moderne kirchliche Projekte in vielfachen Kooperationen stehen, außerhalb des binnenkirchlichen Raums agieren und sich oft an kirchlich wenig oder nicht sozialisierte Menschen wenden, haben sie es schwer, sich als kirchlich zu profilieren. Entsprechend stehen sie oft in Argumentationsnot über das christliche Proprium ihres Handelns. Die kirchliche Sanktionierung und Subventionierung gelingen oft nicht problemlos.
- Da moderne kirchliche Projekte meist nicht auf Sakramentenspendung abzielen, diese aber häufig als Kern pastoralen Handelns angesehen wird, gelingt es nur schwer, sie als pastorale Projekte sichtbar zu machen. Meist entkommen sie nicht dem Verdacht, höchstens „Vorfeld“ zu sein, zum „Eigentlichen“ aber nicht vorzustoßen. Eine entsprechende theologische Legitimation ist zwar in der „Theologie der kirchlichen Grundvollzüge“⁶ gegeben. Eine theologische Argumentationsweise ist jedoch den Proponenten moderner Projekte oft kein besonderes Anliegen.
- Da moderne Projekte an effizienten Ergebnissen orientiert sind, die außerhalb des kirchlichen Binnenraums erzielt werden, wird das Christliche in der Regel nicht

explizit gemacht, sondern bleibt in der Motivationslage der darin engagierten Christen und Christinnen verborgen. Dadurch kommt der evangelisierende Charakter moderner Projekte nicht in dem Maß zum Ausdruck, der ihrem Potential entspricht.

Insgesamt ist es die Stärke moderner pastoraler Projekte, dass sie sich für das Reich Gottes mitten unter uns engagieren, und das Christsein inmitten gesellschaftlicher Problemlagen relevant halten. Diese Relevanz wird aber in ihren Möglichkeiten deutlich beschnitten, weil der implizite Gottesbezug selten zum expliziten Thema wird.

Das postmoderne Deutungsmuster – Anliegen und Schwierigkeiten

Ein postmodernes Weltverständnis kommt dort auf, wo die unbeabsichtigten Nebenwirkungen der Moderne als so bedrohlich erfahren werden, dass darüber die Errungenschaften der Moderne verblissen. Kann es ein Fortschritt sein, wenn Hunger und Elend wachsen und selbst die Reichen nicht glücklich werden? Sind nicht „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ längst verraten, wenn die Sachzwänge alle Handlungsspielräume nehmen, die Schere zwischen den Einflussreichen und den Nobodys immer größer wird, Frauen und Kinder nach wie vor in vielen Belangen Menschen zweiter Klasse sind? Entsprechend bedingt das postmoderne Verständnis einen Bewusstseinswandel weg vom Fortschrittsmythos hin zum menschlichen Maß; eine Ganzheitlichkeit, die die einlinig technisch-bürokratisch-ökonomische Rationalität aufbricht; eine neue Spiritualität, die den menschlichen Göttlichkeitswahn überwindet; und Netzwerke des Miteinander, die der konkreten Lebensqualität den Vorrang gegenüber den modernen Großkonzeptionen geben, die doch nie halten, was sie versprechen. Das Projekt wird zum typischen Gestaltungsmerkmal.

Theologisch ist das postmoderne Deutungsmuster im Konzil durch dessen Theologie der Berufung verankert. Kirche ist die Gemeinschaft der Menschen, denen das

Reich Gottes so nahe gekommen ist, dass es kein Zurück mehr gibt. Die eigenen Charismen zu entwickeln, wird zum Weg der Gottesbegegnung, der Selbsterfahrung und des Kirchenaufbaus gleichermaßen.

Die Stärken der Postmoderne sind:

- Ihr Bemühen um ganzheitlich betreffende Vorgänge, die gleichzeitig etwas lustvoll Anregendes an sich haben.
- Ihr Bemühen um weitreichende Zusammenhänge, die das Erleben der einzelnen, das Zusammenspiel verschiedenster Gruppen und Gemeinschaften und den Aspekt sozialer Gerechtigkeit gleichermaßen einbeziehen.
- Ihre explizite Spiritualität, die den Anschluss an die Erfahrungswelt der Menschen ebenso sucht, wie an die biblische Tradition der Kirche.

„Wer wird den Stein weggrollen?“ ist ein tendenziell postmodernes Projekt. Schwierigkeiten erwachsen solchen Projekten im kirchlichen Raum vornehmlich daraus, dass das postmoderne Deutungsmuster dort bislang nur in Nischen und an Rändern vertreten ist. Daraus folgt:

- Kirchliche Trägerorganisationen postmoderner Projekte stehen nicht nur häufig in Argumentationsnot gegenüber höhererorts Verantwortlichen, warum sie derart extravagante Dinge in Angriff nehmen möchten. Sie sind gleichzeitig in der Umsetzung auf ihre eigenen Mitglieder angewiesen, die dem postmodernen Deutungsmuster nur in geringem Ausmaß entsprechen.
- Um die postmoderne Generation junger Eventsucher und Spiritualitätshungriger wirksam anzusprechen, müssten postmoderne Projekte noch viel kreativer, innovativer und bunter sein als bisher, was jedoch zu einer innerkirchlichen Zerreißprobe werden könnte.
- Ihre ganzheitlich-spirituellen Vollzüge stehen immer in Gefahr, sich dem Volksreligiös-Synkretistischen zu sehr anzugleichen. Dem müsste eine intensive theologische Diskussion angemessen Rechnung tragen, was die akademische Theologie gegenwärtig jedoch nicht leisten kann.

Insgesamt sind postmoderne Projekte in der Kirche deshalb so nötig und chancenreich, weil über sie die Zukunftsrelevanz des Christlichen für einen großen Teil der jungen Generationen – die Selbsterfahrungsbezogenen wie die Event-hungrigen – läuft. Sie sind aber kaum zu realisieren, weil die Schere zwischen den gewohnten kirchlichen Ästhetiken – in ihren ganzen Breite zwischen sehr traditional und sehr basis-gemeindlich oder politisch – und den Ästhetiken der jungen Generationen schon so weit auseinander klafft. Was den einen schon lang viel zu gewagt ist, ist den anderen noch lang nicht kreativ genug.

4. Pastorales Projekthandeln – ein zukünftig wichtiges Thema?

An den dargestellten Beispielen und den getroffenen Unterscheidungen ist deutlich geworden, dass es heute keine eindimensionalen pastoralen Wege mehr gibt. Die Deutungsmuster in Gesellschaft und Kirche sind so heterogen, dass man zwischen ihnen keinen Kompromiss treffen kann. Jedes hat ein eigenständiges und heute wichtiges kirchliches Profil. Jedes hat eine gute theologische Verankerung im Konzil. Jedes vermag andere Gruppen der Bevölkerung anzusprechen. Nur auf eines zu setzen, würde die Kirche auf ein schmales Segment reduzieren, weit weg davon, „katholisch“, also „umfassend“ zu sein.

Das Projekt als pastoraler Gestaltungstyp ist in allen Deutungsmustern nachzuweisen, wenn auch mit mehr oder weniger zentraler Bedeutung. Es gibt jedenfalls unter heutigen Bedingungen dem kirchlichen Handeln eine gute Breite und dem Christlichen in „nachchristentümlichen“ Gesellschaften eine angemessene Beachtung und Relevanz.

Die pastoralen Projekte haben wegen ihrer bedeutenden Außenwirkung und Reichweite auch gute Chancen, für die Kirche externe Ressourcen zu erschließen. Sie werden umgekehrt nicht selten gerade deshalb und gerade so konzipiert, dass sie den Zugang zu gesellschaftlichen Förderungen erschließen.

Damit entlasten sie die angespannte Finanzsituation der Bistümer. Umgekehrt wird die zukünftige Verteilung *kirchlicher* Gelder und Planstellen auf die drei Deutungsmuster im Bewusstsein ihrer gleichwertigen Bedeutung möglicherweise gewisse Umschichtungen erforderlich machen.

Das kirchliche Generalthema für die Pastoral ist seit dem Konzil die „Evangelisierung“. Angesichts der unterschiedlichen Deutungsmuster, die uns begegnen, kann sie nur die Durchdringung *aller* dieser verschiedenen „Welten“ mit dem Evangelium sein. Das pastorale Projekthandeln ist dazu ein heute dringlich geratener Weg. Auch die Groß-Events des Papstes gehen in diese Richtung.

Gleichzeitig eröffnet es uns als Kirche in den modernen säkularen Gesellschaften eine ganz neue Chance. Hier wurde die Kirche seit Jahrzehnten systematisch in eine subkulturelle Nische gedrängt. Wir sollten die „religiösen Bedürfnisse“ derer befriedigen, die noch solche haben. Zu gesellschaftlichen, politischen oder wirtschaftlichen Fragen Stellung zu beziehen, galt als unerwünschte „Einmischung“. Das pastorale Projekt gibt der Kirche ihre evangelisierende Breite zurück.

Anmerkungen:

- ¹ www.christus-euregio.org.
- ² Projektantrag: Bistumstagsbeschluss 2.2. „Diakonische Pastoral vor Ort“, Herzogenrath.
- ³ www.der-stein.de.
- ⁴ Vgl. gekürzte Fassung von Liane Schirra-Weirich/Manfred Körber: Einführung beim Studien- und Begegnungstag der Kategorialen Seelsorge am 1. 2. 00, (unveröffentlichtes Manuskript).
- ⁵ Vgl. Rudolf Englert: Religiöse Erwachsenenbildung. Situation – Probleme – Handlungsorientierung (Praktische Theologie heute 7), Stuttgart, Kohlhammer 1992; vgl. Maria Widl: Kleine Pastoraltheologie. Realistische Seelsorge, Graz, Styria 1997.
- ⁶ Vgl. Rolf Zerfaß: Die kirchlichen Grundvollzüge – im Horizont der Gottesherrschaft. In: Das Handeln der Kirche in der Welt von heute. Ein pastoraltheologischer Grundriss, hg. v. d. Konferenz der bayrischen Pastoraltheologen, München, Don Bosco 1994, 32–50.

Martin Pott

Profilierte Ansätze zukunftsfähiger Pastoral fördern

Ein Diskussionsanstoß

Hinführung

In Zeiten der Verknappung müssen Ressourcen geschont, d. h. zielgerichtet genutzt werden. Wo der finanzielle und personelle Spielraum eng wird, sind Phantasie und Kreativität gefragt. Wohl alle deutschen Bistümer (und nicht nur die) sind mittlerweile gezwungen, unter Knappheitsbedingungen zu planen und zu arbeiten. Allerorten wird daher nach „Prioritäten“ in der Pastoral gesucht.

Der nachfolgende kurze Beitrag will weniger Grundsätzliches als vielmehr Praktisches leisten. Es geht darum, einen konkreten Vorschlag zur Findung pastoraler Prioritäten und zur Förderung von deren praktischer Umsetzung vorzulegen. Anlass zu den Überlegungen ist die Situation im Bistum Aachen, wo im Juni 2001 der zweite Bistumstag (nach dem von 1996) stattfinden wird. Dort wird es nach den bisher vorliegenden Papieren der Vorbereitungsgruppe u. a. um „die Verständigung auf das notwendige pastorale Profil der Kirche im Bistum Aachen“ und um „Kriterien für den künftigen Einsatz unserer Kräfte“ gehen. Der offizielle Bistumstext, der den vorbereitenden Konsultationen der acht Bistumsregionen zugrundeliegt, legt eine lange Liste pastoraler „Leitlinien“ und „Handlungsperspektiven“ unter den beiden Leitbegriffen „Diakonie“ und „Communio“ zur Beratung und Gewichtung vor.

Die Leitworte „Diakonie“ und „Communio“ haben in der jüngsten Vergangenheit des Bistums Aachen ihre besondere Bedeutung: Der Wunsch nach einer *diakonischen* Pastoral prägte ganz stark den Bistumstag 1996. Und das Suchen nach einer neuen Qualität des Umgangs miteinander, einer *communalen* Gestaltung personaler Beziehungen und struktureller Regelungen steht seitdem ganz oben auf der Tagesordnung des Bistums Aachen. Von daher ist die Betonung gerade dieser beiden Begriffe verständlich. Dennoch fragen während der Konsultationen nicht wenige, warum denn die beiden anderen kirchlichen Grundvollzüge, Martyrie und Liturgie, nicht gleichrangig zentral vorkommen.

Über die Rangfolge und Zuordnung der vier Grundvollzüge ist unendlich viel debattiert worden. Der hier vorzustellende Diskussionsanstoß folgt theologisch einem *dimensionalen* Verständnis der Grundvollzüge. Die vier Grundvollzüge stellen in ihrer Summe das Konstitutivum kirchlicher Existenz dar. Sie sind als *unvermischt und ungetrennt* zu verstehen. Sie haben ihr je eigenes Gewicht, leben aber zugleich aus ihrer wechselseitigen Bezogenheit. Für die Frage nach pastoraler Prioritätensetzung, um die es ja im Folgenden konkret gehen soll, bedeutet dies: Aus theologischen Erwägungen heraus kann und darf keine Prioritätensetzung dergestalt vorgenommen werden, dass eine oder zwei der vier kirchlichen Grundvollzüge prioritär in der Gesamtpastoral eines großen Raumes umgesetzt werden sollen. Will man also das pastorale Profil schärfen und Prioritäten für den Ressourceneinsatz bestimmen, müssen andere Kriterien gefunden werden!

Ein Diskussionsanstoß

Es sei noch einmal betont, dass es hier um *einen* möglichen Weg unter vielen geht, der m. E. allerdings praktikabel ist. Für eine Kirche in der Postmoderne wird es keinen glo-

bal gültigen „Königsweg“ pastoraler Praxis mehr geben – wohl aber viele lokale Wege und Fahrten, die vielversprechend erscheinen, dass sie die Menschen erreichen – ohne dass sie dies im Vorhinein garantieren könnten. Im einzelnen wird folgender Vorschlag zur Diskussion gestellt:

- **Ausgangspunkt**

Das zentrale pastorale Kriterium bzw. Motiv, das dem folgenden Vorschlag zugrundeliegt, heißt: *Qualität*. Die Methode, die diesem Kriterium Geltung verschaffen will, ist: *Wettbewerb*. Das pastorale Ziel, das angestrebt wird, kann mit einer „Provokationsvokabel“ angegeben werden als: „*Kund(inn)enorientierung*“.

- **Grundgedanke**

Es sollen pastorale Projekte auf allen pastoralen Ebenen (Kirche am Ort, Region, Bistum) und aus allen kirchlichen Grundvollzügen (Martyrie, Diakonie, Liturgie, Koïnonie) nach dem Wettbewerbsprinzip gefördert werden. Selbstverständlich wird jedes Projekt schwerpunktmäßig in einer der vier Grundvollzüge verankert sein; es sollte allerdings jeweils erkennbar sein, wie und wo die anderen Grundvollzüge mit hineinspielen.

- **Voraussetzung**

Das Bistum stellt aus vorhandenem Personal und Beschäftigungsumfang sowie neuen Kombinationen vorhandener Finanzmittel und einem Fond *Anschubfinanzierung* Mittel zur Förderung einer festzulegenden Zahl pastoraler Projekte pro Jahr zur Verfügung (z.B.: während eines Zeitraums von fünf Jahren Beginn der Förderung für je zehn Projekte mit einer Laufzeit von zwei bis fünf Jahren). Das Bistum richtet einen Vergabeausschuss ein. Die Vergaberichtlinien und -kriterien werden öffentlich gemacht. Im Hinblick auf die Leitworte *Diakonie* und *Communio* wäre ein gemeinsames Vorgehen von bistümlich-gemeindlicher und caritasverbandlicher Kirchenstruktur wünschenswert.

- **Verfahren**

Bewerber reichen eine Projektskizze ein, die detaillierte Angaben zu Zielen und Inhalten, Personal- und Zeitbedarf sowie

einen Kostenplan enthält. Bewerben können sich *Gemeinschaften von Gemeinden*, kategoriale Seelsorgsbereiche bzw. -einrichtungen, Verbände, diözesane und regionale Einrichtungen, Ordensgemeinschaften u.a. Alle eingereichten Projektanträge werden in geeigneter Form über die Homepage des Bistums öffentlich zugänglich gemacht.

- **Auswahl**

Die eingereichten Projekte werden durch den Vergabeausschuss u. a. danach beurteilt, ob sie evangeliumsgemäß, zeitgemäß, partizipativ und zukunftsorientiert angelegt sind. Bezogen auf alle Projekte ist auf eine in etwa gleichmäßige Berücksichtigung der inhaltlichen Schwerpunkte (entlang der vier Grundvollzüge) und der Art der Bewerber zu achten, damit wirklich pastorale Vielfalt gefördert wird.

- **Begründung**

Das vorgeschlagene Verfahren kann die Motivation zu pastoraler Innovation und Kreativität bei Ehren- wie Hauptamtlichen stärken. Es ist basisorientiert und transparent. Es trägt dem Wunsch der Bistumsleitung nach Prioritätensetzung und Profilerfolg bei gleichzeitiger Ressourcenschonung Rechnung. Ausformulierte Projektideen können es zudem im Einzelfall erleichtern, Zugang zu Fördermitteln auch aus anderen Modellvorhaben zu erlangen (Drittmitteleinwerbung).

Mögliche Einwände

Der Gedanke, sich mit der qualifizierten Beschreibung eines pastoralen Projekts einem diözesanen Wettbewerb stellen zu sollen, mag vielen zunächst fremd erscheinen. Der darin mitschwingende Leistungsgedanke ist neu. Ein Tabu wird berührt. Wettbewerb und Konkurrenz sind in der Pastoral eher unterschwellige, nicht jedoch offen verhandelte Themen. Ist zu befürchten, dass bei einem solchen Verfahren die in Projektarbeit Unerfahrenen außen vor bleiben? Dieser Effekt kann sicherlich eintreten, eventuell aber auch strukturell abgemildert werden;

andererseits: Ist es nicht bereits jetzt so, dass sich aus verschiedensten Gründen an bestimmten Orten pastorale Kompetenz und Phantasie „ballen“?

Es geht in dem vorgeschlagenen Verfahren wohlgerne nicht um einen vom Produktivbereich der Wirtschaft abgekupferten Versuch der bloßen Steigerung eines *pastoralen outputs*. Schon gar nicht soll die grundlegende „Anti-Ökonomie der Gnade Gottes“ angetastet werden! Es geht um die Organisation von Pastoral unter Knappheitsbedingungen. Es geht um das Etablieren einer neuen Lernkultur, die Störungen als potenziell produktive Anstöße versteht. Regelmäßige Projekt- oder Jahresberichte, die Bedarfsanalysen und Zielformulierungen ebenso enthalten wie sie Rechenschaft über die Zielerreichung geben, dürfen in Zukunft zumindest für Teilbereiche der Pastoral nicht länger im Bereich des Undenkbaren liegen! Für eine „Kirche in der Marktgesellschaft“, die sich zunehmend der Frage nach der Qualität ihrer sozialen und religiösen („Dienst“-) Leistungen stellen müssen, darf der – natürlich kritische (!) – Umgang mit diesen für sie (noch) weithin unerprobten Instrumenten nicht länger tabu sein.

Eine biblische Ermutigung

Die Bildsprache der Bibel ist immer wieder frappierend vielseitig. Das Gleichnis vom anvertrauten Geld (Mt 25, 14-30) benutzt nicht nur ganz selbstverständlich eine *Markt-Metapher*, sondern ermuntert geradezu zum Wuchern mit den Talenten, sprich: Ressourcen. Wie können wir in Kirche für unsere heutigen pastoralen Fragestellungen an dieser biblischen Risikofreudigkeit partizipieren? Was von der Zukunftshoffnung, aus der dieses Gleichnis lebt, können wir als einzelne Kirchenglieder in ein Mehr an *Fehlerfreundlichkeit* umsetzen? Wie kann aber auch Kirche als System in Gestalt eines konkreten Bistums lernen, sich mehr vor dem Verrotten liebgewonnener, aber nicht mehr zeitgemäßer Güter als dem Ausprobieren neuer Wege zu fürchten?

Hermann-Josef Lauter OFM

Kirche als Gemeinschaft

Eine Vision des Papstes

Papst Johannes Paul II. hat zum Beginn des neuen Jahrtausends ein Apostolisches Schreiben *NOVO MILLENNIO INEUNTE* veröffentlicht, das es verdient, sich eingehend mit ihm zu befassen. Es enthält eine Vision von Christ-sein, Kirche, Spiritualität, Pastoral und Mission, die weit über das hinausweist, was heute innerkirchlich üblich ist. Wir können hier nicht das ganze Schreiben vorstellen, sondern greifen einen Abschnitt heraus, der die Überschrift trägt: *Eine Spiritualität der Gemeinschaft*.

Einleitend wird gesagt: *„Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft zu machen, darin liegt die große Herausforderung, die in dem beginnenden Jahrtausend vor uns steht, wenn wir dem Plan Gottes treu sein und auch den tiefgreifenden Erwartungen der Welt entsprechen wollen.“* Der Papst weist als erstes auf das Glaubensfundament der kirchlichen Gemeinschaft hin: *„Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet vor allem, den Blick des Herzens auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit zu lenken, das in uns wohnt und dessen Licht auch auf dem Angesicht der Brüder und Schwestern neben uns wahrgenommen werden muss.“* Wir erleben heute in der Theologie und langsam auch in der Spiritualität ein ganz neues Bewusstsein dieses zentralen Glaubensgeheimnisses, das uns grundlegend von allen anderen Religionen unterscheidet. Der Papst zieht dann praktische Folgerungen für den Umgang miteinander, *„vor allem das Positive im anderen zu sehen“,* das auch ein *„Geschenk für mich“* ist, dem anderen *„Platz machen“,* *„indem ‚einer des anderen Last trägt‘* (Gal 6,2) und den egoistischen Versu-

chungen widersteht, die uns dauernd bedrohen, und Rivalität, Karrierismus, Misstrauen und Eifersüchteleien erzeugen. Machen wir uns keine Illusionen: Ohne diesen geistlichen Weg würden die äußeren Mittel der Gemeinschaft recht wenig nützen. Sie würden zu seelenlosen Apparaten werden, eher Masken der Gemeinschaft als Möglichkeiten, dass diese sich ausdrücken und wachsen kann.“ Erstaunlich diese Worte, wie man sie zu hören aus päpstlichem Mund nicht gewöhnt ist.

Dann ist von der Reform der Römischen Kurie die Rede, bei der noch viel zu tun sei, „um die Möglichkeiten dieser Werkzeuge der Gemeinschaft besser zum Ausdruck zu bringen.“ Und schließlich Aufforderungen, die es in den Diözesen zu verwirklichen gilt. „Die Räume der Gemeinschaft müssen im gesamten Leben jeder Kirche Tag für Tag auf allen Ebenen gepflegt und ausgeweitet werden. Hier muss die Gemeinschaft zum Strahlen kommen in den Beziehungen zwischen Bischöfen, Priestern und Diakonen, zwischen Hirten und dem ganzen Volk Gottes, zwischen Klerus und Ordensleuten, zwischen kirchlichen Vereinigungen und Bewegungen. Zu diesem Zweck muss man die vom Kirchenrecht zur Mitarbeit in der Teilkirche vorgesehenen Organe, wie die *Priester- und Pastoralräte*, immer besser zur Geltung bringen. Sie folgen zwar bekanntlich nicht den Kriterien der parlamentarischen Demokratie, weil ihre Arbeit Beratungs- und nicht Entscheidungscharakter hat, doch verlieren sie deshalb nicht an Bedeutung. Theologie und Spiritualität der Gemeinschaft bewirken nämlich ein wechselseitiges Zuhören zwischen Hirten und Gläubigen. Dadurch bleiben sie einerseits in allem, was wesentlich ist, *a priori* eins, und andererseits führt das Zuhören dazu, dass es auch in den diskutierten Fragen normalerweise zu ausgewogenen und gemeinsam vertretbaren Entscheidungen kommt. Zu diesem Zweck müssen wir uns die alte pastorale Weisheit zu eigen machen, welche die Hirten, ohne jegliche Schmälerung ihrer Autorität, dazu ermutigte, das ganze Volk Gottes so weit wie möglich anzuhören.“ Hier sei an das Wort

eines anderen Papstes erinnert. Pius VI. schrieb in einem Brief vom 22. September 1790: „Kann der Nachfolger des hl. Petrus nach sorgfältiger Prüfung eine Doktrin verkünden, wenn er nicht sicher sein kann, dass eine folgsame Herde der Stimme des Hirten Gewicht verleiht?“¹

In diesem Sinne möge der Heilige Vater einige kritische Rückfragen erlauben. Wäre es nicht angebracht gewesen, wenn Paul VI. vor der Verkündigung der „Doktrin“ – womit nicht eine Glaubenslehre im strengen Sinne gemeint ist – von „*Humanae vitae*“ die Bischöfe und möglichst viele Laien befragt hätte?² Wäre es nicht auch ratsam gewesen, die Meinung aller Bischöfe und kritischer Theologen einzuholen, um die Entscheidung in der Frage der Priesterweihe von Frauen theologisch überzeugender und etwas weniger „definitiv“ zu fällen? Gisbert Greshake bemerkt in dem Artikel „*Ordinatio sacerdotalis*“ des neuen Lexikon für Theologie und Kirche zu der Qualifikation dieser Lehrentscheidung durch die Glaubenskongregation als „unfehlbar“: „Da dennoch auch unter namhaften katholischen Theologen die Diskussion über die Frauenordination nicht abreißt, dürfte diese Qualifikation sehr hoch gegriffen sein. Und es scheint – jedenfalls einer Reihe von Theologen –, dass die Frage einer Revision von *Ordinatio sacerdotalis* nicht absolut und unter allen Umständen ausgeschlossen ist.“ Wer die Geschichte des Lehramtes etwas kennt, der weiß, wie so manche päpstliche Lehre entweder ausdrücklich (z. B. die Stellungnahme Honorius' I. zur Frage der beiden Willen in Christus durch das 6. ökumenische Konzil von Konstantinopel) oder durch langsamen Wandel in der Praxis korrigiert worden ist (z. B. die „Zwei-Schwerter-Theorie“ Bonifaz' VIII.). Warum sollte so etwas nur in der Vergangenheit möglich und notwendig gewesen sein?

Kommunikation in der Kirche bedeutet auch Offenheit für gegenseitige Kritik. Niemand hat den Heiligen Geist für sich gepachtet. Der Papst zitiert in seinem Schreiben den hl. Paulinus von Nola: „Wir wollen an den Lippen aller Gläubigen hängen, weil in jedem Gläubigen der Geist Gottes weht.“

Eine besonders wichtige Aufgabe kommt den Theologen zu. Dazu sagt Hans Urs von Balthasar: „Zwischen dem Lehramt und der Theologie soll in der Kirche ein lebendiger Austausch stattfinden, doch nicht wie zwischen zwei einander gegenüber aufgerichteten cathedrae, mit je verschiedenem göttlichen Auftrag, von denen aus gegeneinander disputiert wird; vielmehr dürfte Newman recht haben, wenn er die ‚Theologie als das fundamentale und regulative Prinzip des ganzen kirchlichen Systems‘ ansieht, ‚der Offenbarung koextensiv‘, und befugt zu bestimmen, was in kirchlichen Definitionen als wahrhaft unfehlbar zu gelten hat, aber trotzdem die Kompetenz der Theologie nicht auf seiten der ‚Ecclesia docens‘ sucht, sondern bei dem (in seiner Gesamtheit unfehlbaren) Glaubenssinn aller Gläubigen.“³ Sagen wir es etwas einfacher: Lehramt, Theologie und Gläubige gehören an einen runden Tisch und sollten sich in strittigen Fragen so lange Zeit zur Diskussion nehmen, bis ein Konsens zustande kommt. Das wird nicht immer leicht sein (s. Gal 2 und Apg 15), aber für das Leben der Kirche besser als ein lehramtlicher Kurzschluss.

In dem neuen ökumenischen Dokument „Communio Sanctorum – Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen, das von der Bilateralen Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz und der Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands herausgegeben worden ist⁴, ist von fünf „Bezeugungsinstanzen“ des Glaubens der Kirche die Rede: die Heilige Schrift, die Tradition, der Glaubenssinn der Gläubigen, das kirchliche Lehramt und die wissenschaftliche Theologie. „Jede der genannten Bezeugungsinstanzen hat eine eigenständige und insofern nicht übertragbare und ersetzbare Aufgabe. In der Glaubensgemeinschaft der Kirche sind sie einander zugeordnet und aufeinander angewiesen, sie bedingen sich gegenseitig und wirken ineinander, allerdings jede in der nur ihr gegebenen Eigentümlichkeit.“⁵

„Die Wahrheit ist symphonisch“ lautet der Titel eines immer noch lesenswerten Buches von Balthasar’s, in dem das Zusammenspiel

der verschiedenen Faktoren, zu denen auch die Philosophie zu rechnen ist, behandelt wird⁶. Der Papst wirkt in seinem Apostolischen Schreiben, von dem hier die Rede ist, wie der Dirigent eines Orchesters, dessen Zusammenspiel eingeübt werden muss. Die Harmonie ist noch mangelhaft, Misstöne kommen immer noch vor. Aber nicht nur das Orchester, auch der Dirigent kann beim Proben noch lernen.

Anmerkungen:

¹ Zitiert in Internationale Katholische Zeitschrift „Communio“ 1989, S. 442, Anm. 18 (dort die historische Quellenangabe).

² Mich suchte einmal eine Frau auf, um meinen seelsorglichen Rat einzuholen. Sie sagte: „Ich habe vier Kinder und bin krank. Der Arzt hat mir gesagt, ich dürfe kein Kind mehr bekommen. Mein Mann nimmt keine Rücksicht.“ Was hätten die Befürworter einer „Korrektur“ der „Königsteiner Erklärung“ dieser Frau geraten?

³ H. U. v. Balthasar: Der antirömische Affekt – Wie lässt sich das Papsttum in der Gesamtkirche integrieren? Herderbücherei, Freiburg 1974, 195. Die Quellen der Newman-Zitate sind dort angegeben. Balthasar bemerkt in kritischer Weitsicht: „Das II. Vatikanum hat grundsätzlich die Wünsche und Sehnsüchte der Integration des Zentrums in den Umkreis, nach Verbindung von Spitze und Basis erfüllt. Grundsätzlich, denn bis diese Integration lebensmäßig eingeübt, vollzogen, zur zweiten Natur geworden ist, kann der Weg noch weit sein.“ (66)

⁴ Bonifatius Verlag, Paderborn, und Verlag Otto Lembeck, Frankfurt.

⁵ aaO. 43.

⁶ Johannes Verlag, Einsiedeln 1972.

Zukunft im Rücken

Gottesbegegnung in unserer Zeit¹

- Das Zukunftsgespräch in der Diözese Osnabrück ist ein Gespräch zwischen vielen. Viele können nicht gleichzeitig mit vielen anderen sprechen. Das Gespräch vieler lebt vom Dialog von zwei Seiten und hat dort seine Wurzel. Wo ich im Dialog bin, da bin ich mit einem einzigartigen anderen konfrontiert und setze mich mit ihm auseinander. Es ist spannend, dass auch die biblische Schöpfungsgeschichte von einem Dialog zwischen zweien, Schöpfer und Geschöpf, erzählt. Der Dialog ist die Wurzel des Gesprächs mit einem Dritten, der hinzutritt und auch sein Recht verlangt. Wie werde ich dem Dritten und allen anderen Dritten gerecht? Hier behält der Dialog seine Bedeutung, der die Einzigkeit eines jeden Gesprächspartners in Erinnerung ruft. Wir wollen von zwei Seiten heute in dieses Gespräch eintreten, um in das Zukunftsgespräch unseres Bistums hineinzunehmen.

- Aber, wie zukunftsfruchtig ist das eigentlich, alte Post zu lesen? Diese Frage muss man sich stellen, wenn man sieht, dass das sogenannte Zukunftsgespräch in unserem Bistum, das in aller Munde ist, sich auf einen uralten, über zweitausend Jahre alten Brief bezieht².

Das ist der Wortlaut des Briefes, den der Prophet Jeremia aus Jerusalem an den Rest der Ältesten der Gemeinde der Verbannten sandte, an die Priester, Propheten und das ganze Volk, das Nebukadnezar von Jerusalem nach Babel verschleppt hatte, nachdem der König Jojachin, die Herrin, die Hofbeamten, die Großen von Juda

und Jerusalem sowie die Schmiede und Schlosser aus Jerusalem fortgezogen waren; er schickte den Brief durch Elasa, den Sohn Schafans, und Gemarja, den Sohn Hilkiyas, die Zidkija, der König von Juda, nach Babel zu Nebukadnezar, dem König von Babel, sandte:

So spricht der Herr der Heere, der Gott Israels, zur ganzen Gemeinde der Verbannten, die ich von Jerusalem nach Babel weggeführt habe:

Baut Häuser, und wohnt darin, pflanzt Gärten, und esst ihre Früchte!

Nehmt euch Frauen, und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen, und gebt eure Töchter Männern, damit sie Söhne und Töchter gebären. Ihr sollt euch dort vermehren und nicht vermindern.

Bemüht euch um das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum Herrn; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl.

Denn so spricht der Herr der Heere, der Gott Israels: Lasst euch nicht täuschen von den Propheten, die unter euch sind, und von euren Wahrsagern. Hört nicht auf die Träume, die sie träumen.

Denn Lüge ist das, was sie euch in meinem Namen weissagen; ich habe sie nicht gesandt - Spruch des Herrn.

Ja, so spricht der Herr: Wenn siebzig Jahre für Babel vorüber sind, dann werde ich nach euch sehen, mein Heilswort an euch erfüllen und euch an diesen Ort zurückführen.

Denn ich, ich kenne meine Pläne, die ich für euch habe - Spruch des Herrn -, Pläne des Heils und nicht des Unheils; denn ich will euch eine Zukunft und eine Hoffnung geben.

Wenn ihr mich ruft, wenn ihr kommt und zu mir betet, so erhöre ich euch.

Sucht ihr mich, so findet ihr mich. Wenn ihr von ganzem Herzen nach mir fragt, lasse ich mich von euch finden - Spruch des Herrn. Ich wende euer Geschick und sammle euch aus allen Völkern und von allen Orten, wohin ich euch versprengt habe - Spruch des Herrn. Ich bringe euch

an den Ort zurück, von dem ich euch weggeführt habe. (Jer 29,1-14)

Stützt man sich auf diesen Brief, weil er inhaltlich eine so großartige Perspektive hat oder weil man davon ausgeht, dass das, was Gott dort den verbannten Israeliten zugesagt hat, auch uns heute noch gelten würde? „Ich gebe euch Zukunft und Hoffnung“, heißt es dort. Was ist das aber, was Gott hier seinem Volk geben will? Die biblischen Menschen haben allein schon aus dem Wort Hoffnung mehr herausgehört als wir, denn im hebräischen Wort für Hoffnung *tiqwa* ist das Wort *qaw*, das Faden, Schnur etc. heißt, enthalten. Hoffnung ist also im wahrsten Sinn des Wortes etwas, das gespannt ist und gespannt sein lässt. Aber Hoffnung ist noch mehr, sie ist etwas, das zusammenbindet und zusammenhält. Hoffnung, das bedeutet im biblischen Verständnis Sammlung. Nach innen ist solche Sammlung mit Konzentration, Meditation, mit Besinnung (sich sammeln) verbunden; nach außen ist es das Sichzusammentun - Gemeinschaft - Zusammenhalt. Wenn es im Brief des Jeremia heißt, dass Gott Israel Hoffnung geben will, dann meint das eben nicht, dass es für Israel einfach weitergehen wird, sondern hier geht es um ein spannungsvolles Ereignis. Die Sammlung zu Einheit und Gemeinschaft in der Besinnung auf das Wesentliche lässt Neues beginnen, ja, lässt ungeahnte Möglichkeiten Wirklichkeit werden. Wie ein wenig Wasser, das in der Wüste Blumen zum Blühen bringt, deren Samen zuvor unerkannt im Boden lag, so will Gott den Anstoß geben, dass aus dem Verborgenen Leben aufbricht. Solche Hoffnung hat nichts zu tun mit der ständigen Ausschau nach dem modischen Wechsel, der Erwartung, dass immer alles anders werden müsse. Solche Hoffnung lebt vielmehr aus der Kraft der Rückbesinnung, deshalb haben in unseren Tagen Juden, die wieder im Land ihrer Väter leben wollten, ihre Nationalhymne „HaTiqwa“, was einfach „die Hoffnung“ heißt, genannt.

- Es ist auch eine Schnur, durch die wir mit den Erfahrungen der Vergangenheit ver-

bunden sind. Die Kraft der Rückbesinnung kommt in einem Wort zum Ausdruck, das dem jüdischen wie dem christlichen Denken gleichermaßen bedeutsam ist: *memoria*, Erinnerung.

Ohne diese Erinnerung sind Hoffnung und Gottesbegegnung nicht möglich. Das biblische Zeitverständnis unterscheidet sich wesentlich von unserem. Wir verstehen den Menschen als einen, der die Vergangenheit im Rücken hat und auf eine Zukunft zugeht, die er vor sich liegen sieht. Das jüdische Sprechen von Zeit geschieht auf andere Weise. Walter Benjamin hat dies in dem eindrücklichen Bild des Engels der Geschichte vor Augen gestellt. Dort wird der Engel der Geschichte als eine Gestalt vorgestellt, die mit dem Gesicht in die Vergangenheit blickt und deren Rücken der Zukunft zugewandt ist. Ein Sturm weht vom Paradies her und treibt den Engel mit seinen ausgebreiteten Flügeln immer mehr in die Zukunft. Er sieht, was in der Vergangenheit passiert, und wird immer mehr in eine unbekannte Zukunft getrieben, die in seinem Rücken liegt, die er nicht sehen kann. Gibt es Rettung in der unbekanntem Zukunft? Hoffe ich nur für mich oder auch für die anderen? Was ist mit den Verheißungen, die in der Vergangenheit ergangen sind? Der Mensch - geht er nicht so durch die Zeit, wie Benjamin es schildert: Mit dem Rücken zur Zukunft, die er nicht sehen kann, und die seine ganze Hoffnung und sein ganzes Wagnis des Vertrauens herausfordert? Und mit dem Gesicht der Vergangenheit zugewandt, die ihm die Erinnerung des Vergangenen und der dort ergangenen Verheißungen ermöglicht. Erinnern, das die Erfahrung des Volkes Israel und des Weges Jesu als für meine Gegenwart bedeutsam in das Gedächtnis ruft und nichts vergisst. Erfahrungen einer spannenden Geschichte Gottes mit den Menschen, wie sie von der Heiligen Schrift bezeugt wird. Eingedenken, das nicht nur ich vollziehe, sondern in dem Gott mir das Geschehene in Erinnerung ruft. Er knüpft die Schnur, die mich zusammen mit den anderen in der Zeit hält, zwischen Vergangenheit und Zukunft.

- Von diesem biblischen Zeitverständnis her lohnt es sich, den Blick auch noch einmal zurück zu werfen auf das Wort des Jeremiaabriefes: „Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben“. Wörtlich meint das Wort für Zukunft „die rückwärtigen Dinge“, das Verborgene, ja das Ende. Was damit gemeint ist, wenn Gott selbst auch die Menschen auf diese Dinge „in ihrem Rücken“ verweist, das macht eine zentrale biblische Geschichte deutlich. Als Mose vom Berg Sinai heruntersank, wo er die Gebote Gottes empfangen hatte, da muss er bald feststellen, dass das Volk sich schnell von dem Gott abgewendet hat, der sich ihm gerade erst zugewandt hatte. Für Mose scheint die Geschichte Gottes mit Israel wahrhaftig ans Ende gekommen zu sein, als er das goldene Kalb sieht. Doch er macht sich trotzdem auf, um Fürbitte für das Volk bei Gott einzulegen. In einem wunderschönen, sehr vertrauten Gespräch verhandelt Mose mit Gott, wie es weitergehen könnte. Stück um Stück ringt Mose Gott eine Zusage nach der anderen ab. Gott will dem Volk vergeben, er ist bereit, mitzuziehen, ja in der Mitte des Volkes zu wohnen, wie es in sehr bildhafter, anschaulicher Rede heißt. Von so viel Entgegenkommen ermutigt, scheint Mose fast ein wenig übermütig zu werden, denn nachdem Gott auf all seine Wünsche eingegangen ist, will Mose schließlich noch Gottes Herrlichkeit sehen. „Nicht sieht mich der Mensch und lebt“, erwidert Gott dem Mose, um ihm die Unmöglichkeit seines Verlangens vor Augen zu führen. Und doch, Gott benutzt den Wunsch des Mose, um ihm zu zeigen, was Offenbarung, Gottesbegegnung, bedeutet. Er weist ihn auf eine Stelle im Felsspalt hin und sagt ihm, dass er, Gott, an ihm vorüberziehen will. Viele deutsche Übersetzungen sagen an dieser Stelle, dass Gott Mose nicht sein Angesicht, sondern nur seinen Rücken zeigen wolle. Doch das ist mehr als unsinnig, denn das entsprechende hebräische Wort meint nicht nur das räumliche Hinten, sondern auch das zeitliche Nachhinein, das Spätere, das zum Vorübergang, in dem die Nähe Gottes passiert, besser passt. Josef Hertz, ein jüdischer Rabbiner, hat deutlicher

gesehen, worum es hier geht, wenn er schreibt: „Nur rückwärts blickend, nur aus den von Ihm ausgehenden Wirkungen und Eindrücken, vermögen wir uns eine Vorstellung von Ihm zu bilden“. Gott kann nur aus den Spuren, die er in unserer Geschichte hinterlassen hat, erkannt werden. Der so an Mose vorüberziehende Gott spricht sich selbst aus, er offenbart Mose sein Wesen als „barmherziger und gnädiger Gott, als verzeihender und vergebender Gott“. So kann der Weg Israels und der Weg des Mose weitergehen. Das ist die Zukunft, die Gott gibt!

- Wenn aber von den Spuren Gottes in der Geschichte gesprochen wird, dann bekommen wir es mit Vergangenen zutun. Was aber bedeutet Gottes Gegenwart?

Zunächst die Frage: Wie erleben wir Gegenwart? Ist sie greifbar? Können wir sie finden? Wir leben immer unmittelbar in der Gegenwart, aber wir haben Probleme, wenn wir sie begreifen wollen. Die Gegenwart ist da und sie ist nicht da, sie geschieht in einem Augenblick. Jetzt, dieser Moment, schon ist er vergangen.

Der Wunsch „verweile doch, du bist so schön“, ist nicht zu verwirklichen. Wenn wir über Gegenwärtiges nachdenken oder darüber sprechen, kommen wir immer schon zu spät, denn die Gegenwart ist schon nicht mehr, wenn wir über sie nachsinnen. Wenn wir fragen, was passiert ist, oder was es uns bedeutet, dann ist dies Geschehen schon Vergangenheit geworden und wir beziehen uns in der Erinnerung darauf. Erst im Nachhinein haben wir Zugang zur Bedeutung der Gegenwart.

Was bedeutet auf diesem Hintergrund Gegenwart Gottes? Sie ist da und sie ist nicht da, unverfügbar. Gott, der auf uns zukommt und an uns vorübergeht, der nahe und der ferne Gott. Mose, der Gott im Nachhinein sieht. Gott, der aus der Zukunft auf ihn zukommt, an ihm in der unergreifbaren Gegenwart vorüberzieht und in jene Vergangenheit hineingeht, die Mose vor Augen hat. Was Gegenwart bedeutet, wie sie geschieht, erschließt nur der Blick in die Vergangenheit. In der Geschichte Israels und der Geschichte Jesu geschah die unmittelbare

re Nähe, der Vorübergang Gottes. Memoria, Gedächtnis dessen, was geschah, das ist unser Zugang zur Bedeutung der Gegenwart Gottes, die er uns immer wieder neu schenkt, indem er auf uns zukommt, und uns nahe ist als der entzogene, vorübergegangene Gott.

Spannende Gottesbeziehung in der Zeit. Gott, der uns ergreift, ohne dass wir ihn festhalten könnten. Gott, der uns in der Zeit berührt, der seine Spuren in der Zeit hinterlässt. Zeit, die zwischen uns und Gott passiert, Zeit, die zwischen uns Menschen passiert. Zeit, die spannende Beziehung zwischen uns und Gott. Und wenn wir fragen, in welche Zukunft wir gehen, dann dürfen wir uns der Verheißung Gottes erinnern. Erinnern wir für einen Moment Mt 25,31ff, wo geschrieben steht, dass wir in den geringsten unserer Brüder und Schwestern Christus und darin Gott selbst begegnen. Dies bedeutet, dass Gottesbegegnung auch in unserer Zeit dort geschieht, wo wir unserem Nächsten begegnen. Wenn wir den Spuren Gottes folgen, begegnen wir den anderen Menschen, die in dieser Spur auf uns zukommen. Spannendes Wagnis der Begegnung in der Zeit, in der Gott uns vergebend nahe ist als unbegreifliches Geheimnis unseres Lebens.

- In dieser Nähe Gottes haben wir eine Zukunft. Sichtbar steht Gott vor unseren Augen, wenn wir in die Vergangenheit blicken, und ihn in menschlicher Gestalt in Jesus erblicken. Er begegnet uns im Wort der Heiligen Schrift. In diesem Wort ist nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart Gottes bei uns. Das ist unsere Hoffnung. Am Ende dieses Jahrtausends haben wir nicht die Angst im Nacken, sondern eine Zukunft im Rücken!

Anmerkungen:

- ¹ Nach dem „geschichtsträchtigen“ Jahr 1998 mit den Jubiläumsfeiern zur dreihundertfünfzigsten Wiederkehr des Westfälischen Friedensschlusses in Osnabrück und Münster und dem damit verbundenen „ökumenischen Kirchentag“ in Osnabrück am 3.-5. Juli 1998, begann 1999 im Bistum Osnabrück das sogenannte „Pastorale Zukunftsgespräch“. Der hier abgedruckte Text, der als Dialogpredigt am dritten Fastensonntag im Dom von Osnabrück gehalten wurde, steht in dieser Spannung der Geschichtserinnerung und Zukunftshoffnung. Nach dem nun vollzogenen Übergang ins 3. Jahrtausend will er einladen, über unseren Ort in der Zeit - zwischen Vergangenen und Kommendem - wie beim Luftholen innezuhalten. Dieses „Nachsinnen“ ist unserem Kollegen, Prof. Dr. Friedhelm Jürgensmeier, dessen aktiver Dienst als Hochschullehrer für das Fach Kirchengeschichte am Institut für Katholische Theologie der Universität Osnabrück, sozusagen mit dem 2. Jahrtausend zu Ende geht, freundschaftlich gewidmet.
- ² Als biblischer Grundlagentext für das Zukunftsgespräch war der „Brief an die Verbannten“ aus Jer 29,1-14 ausgewählt worden.

Literaturdienst

Willibald Bösen: Galiläa. Lebensraum und Wirkungsfeld Jesu. Herder Freiburg/Basel/Wien 1998. 287 S.; 32,- DM.

Die Bibel legt größten Wert auf Konkretionen. Sie setzt sich von allen Mythen dadurch ab, dass sie ihre Botschaft in Raum und Zeit verortet sein lässt. Auch wir Christen stellen diese Besonderheit der biblischen Botschaft in den Vordergrund, wenn wir von Inkarnation, von der Menschwerdung Gottes sprechen. Wir erzählen keine mythische Wahrheit, sondern sind der Überzeugung, dass das, worauf unser Glaube sich richtet, in einem konkreten Menschen, der wie alle Menschen zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort gelebt hat, sich ereignete. Das bedeutet, dass der Jesus, den wir als den Christus bekennen, in ein ganz bestimmtes Land gehört, in einen bestimmten Lebensraum, in ein Volk, in dem er zu einer bestimmten Zeit lebte.

Diesen Lebensraum und dieses Wirkungsfeld Jesu besser und tiefer kennen zu lernen, ist Ziel des vorliegenden Galiläa-Buches von Bösen. Jeder Hl. Land-Pilger kann es bestätigen: Galiläa steht etwas im Schatten von Jerusalem, heute wie vor 2000 Jahren. Damals pilgerte man zuerst an die Hl. Stätten nach Jerusalem, und erst danach pilgerte man – wenn überhaupt – nach Norden. Auch heute reist man nach Israel mit Blick „stracks nach Jerusalem“ (Lk 9,51). Dabei ist Galiläa für uns Christen von nicht geringerer Bedeutung. Alle vier Evangelien enthalten in der Mehrheit Erzählungen, die hier angesiedelt sind. In Galiläa liegt Nazareth, die Heimatstadt Jesu. Hier liegt Kafarnaum, die das Zentrum der Gottesreichverkündigung Jesu bildet. „Weit stärker als von Jerusalem ist Jesus von Galiläa geprägt“ (11), so lautet das Resümee von Bösen. Er folgert daraus: „Wer ihn [Jesus] verstehen will, muss in Galiläa mit seiner Reise beginnen“ (11). Das gilt im wörtlichen und übertragenen Sinn.

Das Galiläa-Buch von Bösen ist eigentlich dessen Habilitationsschrift. Dieser Umstand könnte einen unvoreingenommenen Leser zu der Annahme verleiten, er könnte mit der Lektüre des Buches hilflos überfordert zu sein, weil das Buch zu schwer und kompliziert sei. Aber Bösen hat bereits in früheren Publikationen gezeigt (z. B. „Der letzte Tag des Jesus von Nazareth“, Freiburg 1994 [Passionsberichte]; „In Bethlehem geboren“, Freiburg 1999 [Kindheitsgeschichten]), dass er es meisterhaft versteht, exegetisches Fachwissen anschaulich zu vermitteln, ohne Abstriche beim Inhalt zu machen. Schautafeln, Zeichnungen und Tabellen ergänzen die lebendige Darstellung. Gewissenhaft und akribisch trägt er die neuesten

Erkenntnisse über das Galiläa der Zeitenwende zusammen, sowohl aus der physischen Geographie (Klima, Flora, Fauna usw.) als auch aus der historischen Geographie (Zeitgeschichte, politische und religiöse Situation) des Landes. Auf dem Hintergrund dieses reichhaltigen Materials gelingt es ihm, die alten biblischen Jesus-Geschichten neu zum Sprechen zu bringen. Faszinierend finde ich vor allem seine Ausführungen über die Gleichnisse Jesu. Hier macht der Verfasser überzeugend deutlich, dass die Landschaft Galiläa die Motivquelle ist, aus der Jesus bei der Konzeption seiner Gleichnisse schöpft (55).

Das Buch kann uneingeschränkt empfohlen werden, nicht nur als Informationsquelle für den Hl.-Land-Pilger, sondern auch als nützliche Grundlage für die Verkündigung.

Peter Seul

Herbert Feser: Der menschliche Lebenszyklus. Peter Sabo Verlag, Schwabenheim a. d. Selz 2000. 214 S.; 38,50 DM.

Theologen und pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind meist recht gut in der philosophischen und theologischen Anthropologie orientiert. Die sozialpsychologischen Aspekte dagegen gehören auch in der Ausbildung noch keineswegs zum „Basiswissen“.

Wer sich in diesem Bereich „nachqualifizieren“ bzw. erneut einen Überblick verschaffen möchte, findet im vorliegenden Buch in kompakter Weise die psychologischen Grundtatsachen zum menschlichen Lebenszyklus im Hinblick auf eine Förderung seelischer und sozialer Gesundheit zusammengestellt. Leitfragen sind: „Wie werden wir zu dem, was wir sind? Wie entwickeln sich das „Selbst“ in seiner biologischen Determiniertheit und in seiner gesellschaftlich-sozialen Einbindung? Was bewirkt Hoffnung und Wachstum, was Scheitern? Auf welche Weise organisiert sich das menschliche Selbst in seinen Sozialbezügen allgemein und nach einer Krise, wie schafft es Bedeutung und Lebenssinn?“

Neu und bemerkenswert an dieser Publikation ist, dass sie den gesamten menschlichen Lebenslauf untergliedert in elf Lebensabschnitten in den Blick nimmt, vom Embryonalstadium bis hin zum höheren Erwachsenenalter einschließlich der Situation des Sterbens. Die meisten entwicklungspsychologischen Studien beschränken sich immer noch auf das Kindes- und Jugendalter. Hier dagegen wird den verschiedenen Stadien des Erwachsenenalters die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt. Die einzelnen Kapitel zu den elf Lebensabschnitten sind in gleicher Weise gegliedert: Im ersten Unterkapitel wird der Lebensabschnitt charakterisiert und es werden insbesondere psychologische Erkenntnisse altersbezogener Selbst- und Sozialentwicklung geschildert. Im zweiten Unterkapitel

finden sich jeweils authentische Fall-, Text-, Bild- und Praxisbeispiele mit entsprechenden Hinweisen und Hilfen für Erziehung, Beratung, Begleitung und Diagnostik. Auch wenn diese Beispiele nicht unmittelbar den pastoralen Arbeits- und Begegnungsfeldern entnommen sind, so lassen sich jedoch unschwer Korrelationen entdecken. Unmittelbar theologische und pastorale bzw. religionspädagogische Aspekte kommen nicht zur Sprache, finden sich jedoch implizit in den Grundlagen der humanistischen Psychologie wieder, auf deren Hintergrund der Autor den menschlichen Lebenszyklus betrachtet.

Wer den Menschen in seinem pastoralen Handeln heute gerecht werden will, wird auf die Kenntnis der sozialpsychologischen Grundlagen seiner Entwicklung in den verschiedensten Lebensstadien nicht verzichten können. Insofern ist dieses wissenschaftlich fundierte, übersichtlich gestaltete und auch für psychologisch wenig vorgebildete pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sehr empfehlenswert.

Karl Heinz Schmitt

Wolfgang Picken: Abschied nehmen vom Leben. Erfahrungen mit Sterben, Tod und Trauer, wiedergefunden in Bildern von Sieger Köder. Kreuz Verlag, Stuttgart 2000. 188 S.; 39,90 DM.

Der jüngste Gesetzbeschluss aus den Niederlanden hat die Diskussion um die sog. aktive Sterbehilfe auch bei uns in Deutschland neu entfacht. Die Erfahrung von Menschen in der Sterbebegleitung, besonders in der Hospiz-Bewegung, zeigt jedoch, dass der „Notruf“ eines todkranken Menschen („Ich will endlich sterben“) weniger der tödlichen Injektion gilt. Vielmehr äußert sich hierin – mehr oder weniger verschlüsselt – die Bitte um Linderung der Schmerzen und vor allem der Wunsch nach vermehrter menschlicher Zuwendung.

Auf diesem Hintergrund erhält das Buch des Kölner Priesters Wolfgang Picken „Abschied nehmen vom Leben“ seine Aktualität und Bedeutung. Seine Publikation ist ein leidenschaftliches Plädoyer für eine menschenwürdige Begleitung Leidender und Sterbender. Picken fordert: „Es müsste eigentlich ein Menschenrecht sein, dass man sterben darf, wie man geboren wird: nicht allein“ (132)! Doch die Realität in den Krankenhäusern spricht zum Teil eine andere Sprache. Für den Autor werden immer noch viele Sterbende bis zum Tod mit therapeutischen Maßnahmen gequält oder in die Einsamkeit einer „Abstellkammer“ abgeschoben. „Viele Betroffene, die im Verlauf ihres persönlichen Kreuzwegs jedes nur denkbare körperliche und seelische Leid erfahren haben, müssen am Ende auch noch erdulden, dass ihnen das Letzte genommen wird, was ihnen geblieben ist: ihre Würde“ (113).

Picken kritisiert nicht nur die Anonymität vieler Krankenhäuser und Altenheime, die Überbelastung des Ärzte- und Pflegepersonals. Er zeigt auch die Versäumnisse und Defizite auf, die das Handeln von Kirche bei der Sterbebegleitung aufweist, weil sie nicht selten den Leidenden und ihren Angehörigen nur sehr punktuell beisteht. Er betont zugleich die großen pastoralen Chancen für die Seelsorge, auch wenn die Begleitung zum Tod und während der Trauer zugegebenermaßen ein Prozess ist, der viel Zeit in Anspruch nimmt. „Menschen in Trauer beizustehen heißt da zu sein, wo andere sich rar machen. Hier können wir [als Christen] ein Beispiel wirklicher Nächstenliebe setzen, das die Betroffenen zu schätzen wissen und sie neu für den Glauben öffnet. Wo sind wir als österliche Bewegung und Gemeinschaft nötiger als dort, wo die Frage nach dem Sinn und dem Ziel des Lebens gestellt wird“ (Interview Rheinischer Merkur Nr. 47/2000, 27)?

Vor den Handlungsimpulsen für einen menschenwürdigen und einfühlsamen Umgang mit denen, die in irgendeiner Weise „Abschied vom Leben“ nehmen müssen, steht die Bestandsaufnahme der Auseinandersetzung und der Umgang mit Tod und Trauer in der heutigen Zeit, die für Picken vor allem von Anonymität, Individualismus und Leistungsdenken geprägt ist. Nichts im Leben der Menschen ist so sicher wie der Tod. „Leid und Tod [sind] keine Unglücksfälle, sondern feste Regeln des menschlichen Lebens“ (24 f). Doch beides wird heute zunehmend tabuisiert. Es „kann leicht der Eindruck entstehen, als seien Tod und Leid doch erfolgreich aus der modernen Welt verdrängt, wären da nicht immer wieder die unerwarteten Katastrophen, Schicksalsschläge und Todesfälle“ (24), die das Leben der Öffentlichkeit und das des einzelnen Menschen erschüttern. Dass jedoch Tod und Leid in der Gesellschaft so sehr ausgeblendet werden, sieht Picken nicht zuletzt im Mangel an religiöser Verankerung begründet.

Der Autor zeigt ausführlich, dass Sterben ein langer Weg sein kann und dass Sterbende auf diesem Weg verschiedene Wegstrecken zurücklegen müssen. Die erste entscheidende Wegstation ist die Wahrheitsvermittlung. Der Todkranke erfährt von der Ausweglosigkeit seiner Situation. Danach durchlebt er verschiedene Phasen, etwa die Verneinung der Todeswahrheit, die Auflehnung gegen und das Verhandeln mit Gott, die Depression, die Mutlosigkeit sowie die Annahme und Bejahung des Todes (vgl. 47–134).

Picken gelingt es anhand zahlreicher Beispiele aus seinen eigenen Erfahrungen im Umgang mit Leidenden und Sterbenden, die unterschiedlichen Erscheinungsformen von Leid aufzuzeigen. Auf diese Weise bekommen Leid und Tod, gerade für einen Leser, dem die alltägliche und unmittelbare Erfahrung fehlt, ein unverwechselbares Gesicht und eine einmalige persönliche Geschichte.

Ein prägnanter Bestandteil des Buches sind in diesem Zusammenhang die (manchmal allzu) bekannten Bilder von Sieger Köder. Diese sind aber nicht pittoreskes Beiwerk. Sie verdichten vielmehr die genannten Leiderfahrungen und helfen, das auszudrücken, was sowohl von Leidenden als auch von Begleitern oft so schwer ins Wort zu bringen ist, die düstere Vorahnung, die Klage, die Ohnmacht, der Kampf, die letzten Stunden, der Tod, aber auch die Hoffnung auf Auferstehung. Außerdem tragen die Bilder Sieger Köders dazu bei, „die Bibel mit neuen Augen zu lesen. Man stellt eine ungeahnte Verbundenheit zwischen sich und dem Gott des Glaubens fest. [...] Unabhängig davon, ob man in ihm den Sohn Gottes erkennt, kann Jesus so zum Bruder und Freund, zum wertvollen Wegbegleiter werden, weil er in der menschlichen Not solidarisch und wohltuend nahe ist“ (20).

Es ist die Erfahrung von Picken und vieler Seelsorger aus der Sterbepastoral, dass „der christliche Glaube an die Auferstehung den Sehnsüchten der meisten Menschen, zumal der Sterbenden, sehr nahe“ kommt (181). Auch die Begleiter selbst, so der Autor, finden ein neues Verhältnis zu ihrem eigenen Leben und ihrem Glauben. Man spürt als Weggefährte nicht selten, „dass es einen Gott geben muss, der den Menschen stets neu aufzustehen hilft, und dass eine jenseitige und himmlische Welt existiert“ (182).

Die behutsame Art und Weise, wie Picken die eigenen Erfahrungen in der Begleitung Leidender und Sterbender ins Wort bringt und wie er gleichzeitig das Gespräch über die Kraft des christlichen Glaubens mit seinem Leser sucht, lässt das Buch zu einer wirklichen Hilfe werden für die vom Leid Betroffenen sowie für ihre Helfer und Begleiter.

Peter Seul

Anne Granda, Inge Jaumann, Lenore Körner: Exerzitien im Alltag. Geistliche Übungen für Advent, Fastenzeit und andere Anlässe im Jahr. Hg. von Günther Lohr. Kösel Verlag, München 1998. Mit 22 Abbildungen, 212 S.; 24,90 DM.

Um es vorweg zu sagen: Dieses Buch ist keine Abhandlung, die beschreibt, wie Exerzitien im Alltag aussehen, sondern es ist ein Übungsbuch. Es stellt ein Modell von Exerzitien im Alltag vor, das in den vergangenen Jahren in der Erzdiözese München und Freising erarbeitet wurde, ergänzt um konkrete Übungsvorschläge für die Advents- und Fastenzeit sowie für weitere Feste und Anlässe des Jahres.

Das Buch richtet sich in erster Linie an Teilnehmerinnen und Teilnehmer von Exerzitien im Alltag und gibt ihnen Texte, Erklärungen und Anleitungen mit konkreten Übungsschritten an die Hand. Sehr einladend sind dabei die übersichtliche Darstellung und die geschickte didaktische Aufarbeitung des Materials. Gerade solchen Gläubigen, die bisher zu

Exerzitien im Alltag wenig Kontakt hatten, bietet das Werk eine grundlegende Einführung in das Selbstverständnis dieser Exerzitienform und beschreibt sehr ausführlich und präzise die einzelnen Übungsschritte. Es lässt allerdings auch keinen Zweifel daran, dass es hier nicht um esoterische Höhenflüge, sondern um konkrete Gebetspraxis geht. Für den Anfänger dürfte durchaus hilfreich sein, von den unter Umständen sehr gemischten Erfahrungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer in den verschiedenen Übungswochen zu lesen (19–26) oder z.B. die einzelnen Schritte einer Wahrnehmungsübung zum Stillwerden (32–37) oder die Stufen in der Meditation eines biblischen Textes (39–42) für sich zu Hause in Ruhe noch einmal nachlesen zu können. Gleiches gilt übrigens in besonderer Weise für Haupt- und Ehrenamtliche in der Seelsorge, die nach einem eigenen persönlichen Einübungsprozess in Exerzitien im Alltag diese Form in ihren Pfarngemeinden anbieten oder zumindest dabei an Teilaufgaben mitwirken wollen. Auch wenn den Beteiligten der Grundduktus vieler Übungen längst bekannt ist, fehlt es bei Übernahme eigener Leitungsaufgaben doch oft an Detailwissen. Hier bietet das Buch eine solide Hilfe – bis hin zu praktikablen Ablaufplänen für wöchentliche Begleittreffen von Gruppen.

Darüber hinaus bieten die Autorinnen inhaltlich konkrete Meditationsimpulse für die Adventszeit (insgesamt 8 Tage), die Fastenzeit (28 Tage), Passion und Ostern (9 Tage, dazu zwei alternative Textreihen). Auch die Zeit nach den Exerzitien im Alltag wird in den Blick genommen: Das Buch gibt Hinweise, bisherige Übungserfahrungen auszuwerten und neue Varianten anzugehen (162–195). Immer wieder auftauchende Schwierigkeiten werden angesprochen; ebenso das grundsätzliche Thema *Geistliche Begleitung* (198–204). Durchweg ansprechend sind übrigens die vorgelegten Meditationsbilder.

Als Ausgangspunkt und Grundlage nimmt das Buch die Ignatianische Spiritualität, ohne sie ausdrücklich in den Vordergrund zu stellen. Für alle Interessent(inn)en, die sich dem Bereich *Exerzitien im Alltag* ein wenig annähern wollen, dürfte dieses Werk eine sehr praktische Hilfe sein.

Robert Kümpel

Unter uns

Auf ein Wort

„Maria bringt buchstäblich Gott ‚zur Welt‘: zunächst aber nicht in die große, sondern in die alltägliche. Unser Gott ist zuerst ein Gott der Alltäglichkeit. Seitdem der unbegreifliche Gott selbst in die Alltäglichkeit unseres Lebens eingestiegen ist durch Maria, die Jungfrau, will er gerade im Kleinen und Unscheinbaren alltäglicher Pflichterfüllung von uns gesucht und gefunden werden. Unterschätzen wir daher nicht die kleinen und an sich harmlosen Dinge unseres Alltags. Das Nächstliegende und Leichteste ist erfahrungsgemäß auch immer das, was am allerschwersten zu tun ist.“

Joachim Kardinal Meisner

in: „Von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“, 65.

Islam in Deutschland

Auf 3,2 Millionen – zu 81 % Sunniten und zu rund 17 % Schiiten – ist die Zahl der in Deutschland lebenden Muslime gestiegen. In den sechs islamischen Großverbänden sind 375.000 Muslime organisiert, wie aus der Frühjahrsumfrage des „Zentralinstituts Islam-Archiv Deutschland“ in Soest hervorgeht. Rund 520.000 Muslime, darunter 11.200 Deutschstämmige, besäßen einen deutschen Pass. Die Zahl der muslimischen Kinder und Jugendlichen gibt das Institut mit 840.000 an. Von diesen besuchen sieben Prozent die Korankurse der Moscheen. In Deutschland gibt es 70 „klassische Moscheen“, 32 weitere stehen vor der Fertigstellung. Hinzu kommen 2.204 Gebetshäuser. Die Standardfrage nach der Vereinbarkeit von Koran und Grundgesetz beantworten jetzt 52 % der Befragten mit Ja, im Vorjahr waren es 36 %. Der Dialog mit Christen hat für 74 % der Befragten (2000: 65 %) sehr große Bedeutung; 51 % messen

dem Gespräch mit dem Judentum einen sehr hohen Stellenwert bei. Einen islamischen Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen befürworten 87 % der Befragten, während 51 % das Fach Islamkunde „kategorisch“ ablehnen.

KNA

Tiefe Kluft

In dem kürzlich erschienenen Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung heißt es, 1998 stehe in Westdeutschland einem Durchschnittsvermögen von 1,1 Millionen Mark weniger Personen eines von 22.000 Mark im Schnitt in der breiten Bevölkerung gegenüber. Auch in Ostdeutschland konzentrieren sich 48 % des Gesamtvermögens auf zehn Prozent der Bürger, während für 50 % der Bevölkerung 4,5 % verbleiben. Im Vergleich liegen damit im Osten durchschnittlich die größeren Vermögen bei 422.000 Mark gegenüber 8.000 Mark in der unteren Hälfte. Zugleich haben im Berichtszeitraum bundesweit insgesamt drei Millionen Menschen, darunter 1,1 Millionen Kinder, Sozialhilfe bezogen. Den jetzt wieder laut werdenden Ruf nach politischen Gegenmaßnahmen haben beide Kirchen bereits 1997 in ihrem gemeinsamen Sozial-Wort erhoben.

KNA

Verwirrung

Bei einem Schulgottesdienst zum Aschermittwoch wurde mir der folgende Gebetstext zur Aschenweihe vorgelegt:

„Barmherziger Gott, du bist denen nahe, die sich aus ehrlichem Herzen um Umkehr bemühen. Hilf uns, diese 40 Tage in Ehrlichkeit zu uns selbst und in Solidarität mit den Armen zu leben, damit das kommende *Oktoberfest* zu einem Fest der Menschlichkeit und größeren Gerechtigkeit in unserer Welt werde. Darum bitten wir dich, durch Jesus Christus, unseren Herrn und Bruder. Amen.“

Pfr. Michael Dederichs, Düsseldorf